Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

# Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Nabatt.

Folge 7 — Lemberg, am 12. Februar (Hornung) 1933 — 12. (26.) Jahr

## Religion und Muttersprache

Von Dr. Theodor Grentrup, S. V. D.

Die folgenden Ausführungen sind dem Buche „Religion und Muttersprache" (Verlag Aschendorff, Münster) von Dr. Theodor Grentrup entnommen. Das Werk stellt das langentbehrte Handbuch des rechtlichen und kulturellen Verhältnisses dar, das die katholische Kirche zur Frage der Muttersprache und des Volkstums hat. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der so wichtigen psychologischen Seite der Frage.

Die Fremdsprache schöpft nie so aus der Tiefe wie die Muttersprache. Das gilt von der ethisch neutralen Zone wie auch den sittlich guten und den sittlich bösen Worten. Friedrich Ludwig Jahn, der Turnvater, hat eine sehr richtige Beobachtung gemacht, wenn er schreibt: „In einer fremden Sprache wird man vor einer Anstößigkeit schon weniger rot, und in mancher klingen die Lügen sogar schön. Wenn der türkische Sultan etwas türkisch verspricht, dann ist Verlaß auf sein Wort, zum Betrug und zur Worttäuscherei entweiht er die Muttersprache nicht." Hiermit hängt es auch zusammen, daß im wissenschaftlichen Schrifttum, zum Beispiel in der Medizin oder in der Moral, anstößige Dinge meistens nicht in der Muttersprache, sondern mit einem Fremdwort bekannt werden. Die so geweckte Vorstellung, obwohl dem Verstand vollkommen faßbar, bleibt dann abgekühlt in der Oberfläche der Seele stecken, wühlt sich nicht warmblütig in die Gemütstiefen hinein.

Dasselbe psychologische Gesetz waltet nach der anderen Seite hin. Man wird besonders in geistlichen Kreisen die Erfahrung machen, daß, wenn die heiligsten und seelisch tiefliegenden Dinge im gewöhnlichen Verkehr rein objektiv besprochen werden, vielfach statt des muttersprachlichen Wortes ein lateinischer Ausdruck eingeschoben wird. Eine halb unbewußte Scheu hält die Sprechenden davon zurück, das Wort mit der ganzen Wärme seines Gefühlswertes in die Unterhaltung des Alltags zu setzen.

Zum Abdämpfen, Zurückdrängen, Verschließen der mit einem Wort verbundenen Gefühlsgrade kann die Fremdsprache unter Umständen sehr nützliche Dienste leisten. Aber dort ist sie nicht am Platze, wo das Wort mit seinem ganzen Gefühlswert gegeben und empfangen werden soll, wie es



**Verschneites Dorf**

bei jedem vollernsten, religiösen Aufschwung beabsichtigt wird. Das Fehlen der letzten Tiefe beim Beten in einer Fremdsprache, solange sie noch als fremd im Gegensatz zur Muttersprache empfunden wird, hat ein nicht unbedeutender Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, v. Hippel, in seinen Lebensläufen wie folgt gekennzeichnet: „Wenn ein Deutscher französisch betet, läßt er sich vom lieben Gott französische Vokabeln überhören. Die letzten Worte sind all in der Muttersprache, und auch die letzten Seufzer so."

Weil die Muttersprache bis auf den Grund der Seele hinabsteigt, offenbart sie auch am

ehesten klar und unverfälscht ihre echten Gesinnungen. Goethe gibt dafür in Wilhelm Meisters Lehrjahren ein treffliches Literaturbeispiel. Er schildert, wie Wilhelm Meister französische Vorlesungen für seinen Kreis veranstaltet und dazu auch die beruflich mit ihm verbundene Aurelia einlädt, die aber stets ausweicht. Eines Tages fragt er sie, aus welchem Grunde sie fernbleibe, worauf sie zur Antwort gibt, daß ihr die französische Sprache im tiefsten verleidet sei, weil ein Freund mit dieser Sprache an ihr Verrat geübt habe. Der Dichter läßt Aurelia sprechen: „Es ist kein Vorurteil! Ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun, da er mich los sein wollte, fing er an, französisch zu schreiben, was vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen errötete, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben... Wenn man sich's einbilden wollte, klangen sie (die Briefe) warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen waren es Phrasen, vermaledeite Phrasen. Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre."

Fügen wir der Erzählung Goethes ein Wort von Jahn hinzu: „In der Muttersprache widerhallen alle Hochgefühle, des Herzens ausgeschollene Klänge, vom ersten Wiegenlaut bis zur Liebe wundersüßem Wonnekosen."

Die Fremdsprache ist wie ein Schleier, der das Mienenspiel der Seele nur unvollkommen durchscheinen läßt. Für diplomatische Verhandlungen mag das ein Vorteil und für wissenschaftliche Arbeiten kein Nachteil sein. Anders ist es im Bereich lebendiger Religiosität, die eine restlose Ehrlichkeit verlangt. Was nicht den vollen Anschluß an die Tiefenkräfte der Seele finden kann, führt in der Religion zur Oberflächlichkeit und zuletzt zu einer feineren oder gröberen Heuchelei. Es ist wie Max v. Schenkendorf gedichtet hat:

Aber soll ich beten, danken,
Geb ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Das Abrücken der religiösen und ethischen Seelenkultur vom Fremdsprachigen zeigt sich ferner darin, daß die Volksgebete, sittlichen Vorschriften und Grabinschriften sogar den Durchschuß des fremdsprachigen Flitters möglichst vermeiden.

Wenn wir die gebräuchlichsten Volksgebete sprachlich untersuchen, so finden wir, daß sie ähnlich wie die Poesie, vor allem wie die in Gefühlsmalerei sich ergehende Lyrik, keine irgendwie überflüssigen Fremdwörter dulden. Es wäre ein Schlag gegen das religiöse Gefühl, ein Morgen- und Abendgebet — vom Vaterunser, dem Glauben usw. gar nicht zu reden — mit Fremdwörtern zu untermischen. Die greulichste Jazzband-Musik würde sich in der Kirche nicht schlimmer ausnehmen als solch ein Gebet. Wenn wir einen Menschen um „Pardon" bitten oder an seine „Noblesse" appellieren, so weiß jeder, daß der oberflächliche gesellschaftliche Ton herrscht, das Gebet dagegen wendet sich an Gott um „Verzeihung" und preist seine „Güte".

Ebenso verhält es sich mit dem sprachlichen Ausdruck der sittlichen Vorschriften. Geradezu abstoßend würde es wirken, wenn jemand zum Beispiel den Wortlaut der Zehn Gebote Gottes oder der Bergpredigt mit Fremdwörtern verbrämt herausgäbe! Man läßt es sich zu einem gewissen Grade gefallen, daß ein Professor seinen Vortrag mit fremdländischen Ausdrücken versieht, aber unerträglich ist es, grundlegende Wahrheiten der sittlichen Ordnung anders als in der einfachen, ungezierten und ungekünstelten Muttersprache abgefaßt zu sehen.

# Genossenschaftswesen

## Die Durchführung der Kontrolle

Gesetz und Statut schreiben vor, daß der Aufsichtsrat die Geschäftsführung des Vorstandes zu überwachen hat, und die Dienstanweisung gibt darüber Auskunft, worauf sich im einzelnen diese Ueberwachungspflicht erstrecken soll. Als wichtigste Pflichten sind angeführt: die Prüfung der Bilanz, und mindestens dreimal im Jahre die Prüfung von Kasse, Beständen, Buchführung und ausstehenden Forderungen. Gewöhnlich ist sich auch der Aufsichtsrat dieser Pflichten bewußt, nur hapert es meist an der Durchführung derselben. Entweder wird die Prüfung nur mangelhaft vorgenommen, oder aber, was leider häufig geschieht, gar nicht. Vielfach ist es nicht schlechter Wille, der zu dieser Vernachlässigung der Obliegenheiten führt, sondern die Angst davor, sich in den vielen Büchern und Zahlen nicht zurechtzufinden und sich hierdurch lächerlich zu machen. Die folgenden Zeilen sollen deshalb eine kleine Anleitung für die Durchführung dieser Prüfungen geben und so mithelfen, die Angst vor diesen vielfach als so lästig empfundenen, aber doch so notwendigen Arbeiten zu zerstreuen.

Zunächst die Prüfung der Bilanz. Dieselbe stellt Vermögen und Schulden an einem bestimmten Zeitpunkt gegenüber. Für jeden einzelnen Posten in der Bilanz muß eine Unterlage in Form von Auszügen, Bestandsaufnahmen usw. vorhanden sein. Bei Kasse, Wechsel, Wertpapieren und Waren ist nachzuprüfen, ob die am Bilanzstichtag (meist 31. 12.) durch Vorstand und Aufsichtsrat aufgenommenen Bestände richtig in der Bilanz stehen, und daß Wertpapiere und Waren nicht zu hoch bewertet sind. Bei Bankguthaben, Bankschulden und Warenschulden müssen die Auszüge der betreffenden Institute als Prüfungsunterlagen vorliegen. Die Wertansätze für Grundstücke, Gebäude, Maschinen und Geräte sind durch Vergleich mit der vorjährigen Bilanz daraufhin zu prüfen, ob die satzungsgemäßen Abschreibungen vorgenommen wurden und daß Zugänge und Abgänge Berücksichtigung fanden. Die wichtigste Aufgabe bildet dann die Prüfung der Außenstände, die sich einmal auf die rechnerische und zweitens auf die materielle Richtigkeit der Forderungen erstrecken soll. Zur Bestätigung der rechnerischen Richtigkeit dient das Anerkenntnis des einzelnen Schuldners, und die Vertretbarkeit der Forderung in der eingesetzten Höhe ergibt sich aus der Prüfung der Vermögenslage der Schuldner und den vorliegenden Sicherheiten. Zum Schluß ist dann noch die Addition der Forderungen im Auszug nachzuprüfen. Ebenso ist der Spareinlagenauszug einer Kontrolle zu unterwerfen und nachzuaddieren. Zum Schluß kommt noch die Gewinn- und Verlustrechnung an die Reihe. Hierbei beschränke man sich nicht, wie es vielfach geschieht, darauf, am Gehalt des Buchführers zu nörgeln, sondern nehme sämtliche Erträgnisse und Geschäftslasten kritisch unter die Lupe. Sind diese Arbeiten beendet, so ist ein Protokoll abzufassen, das genau über die vorgenommene Prüfungstätigkeit und ihr Ergebnis Auskunft gibt. Schließlich vergesse man auch nicht, Bilanz und Auszüge zu unterschreiben.

Hat man auf diese Weise eingehend die Bilanz geprüft, so dürfte es, um den Vorschriften der Dienstanweisung nachzukommen, in den meisten Fällen genügen, wenn man noch einmal im Jahre, etwa ein halbes Jahr später, die ausstehenden Forderungen und die Bestände prüft. Am leichtesten durchzuführen ist die Kassenaufnahme. Zunächst wird nachgesehen, ob der Bestand vom Bilanzstichtage vorgetragen ist. Dann erfolgt die Prüfung der einzelnen Belege, die die Unterschrift des Obmannes tragen sollen, daraufhin, ob sie in Ordnung gehen und richtig in Einnahme oder Ausgabe eingestellt sind. Hierauf werden Einnahme- und Ausgabespalte nachaddiert, ebenso die Additionen im Hilfskassenbuch vorgenommen. Zum Schluß werden die Ausgaben von den Einnahmen unter Berücksichtigung eventuell noch vorhandener Belege, Portobuch usw. abgezählt. Der sich nun ergebende Buchbestand muß mit dem Barbestand übereinstimmen. Genau so erfolgt die Prüfung des Wechselbestandes. Die Kontrolle des Warenbestandes ist auch nicht schwierig. Zunächst prüft man nach, ob sämtliche vorliegenden Warenrechnungen der Menge nach richtig im Warenjournal eingetragen sind. Hierauf zählt man von den Eingangsmengen, die in der betreffenden Warenart abgegebenen Mengen, über die Empfangsbestätigungen der Abnehmer, meist in Form von Warenabgabeblocks, vorliegen müssen, ab, und erhält so den Bestand der sich auf dem Lager vorfinden muß. (Auf die Kontrolle in einem Molkereibetrieb soll in einem späteren Aufsatz eingegangen werden.)

Mehr Arbeit und Aufmerksamkeit, insbesondere bei größeren Kreditgenossenschaften, erfordert die Prüfung der Außenstände. Am zweckmäßigsten geht man dabei in folgender Weise vor. Ein Mitglied nimmt das Kontobuch zur Hand, ein zweites den Auszug vom vorhergehenden Bilanzstichtage, ein drittes die Anerkenntnisse, ein viertes die Sicherheiten, ein fünftes die Kredit- und Bürgschaftsliste und schließlich ein sechstes die Protokollbücher. Die Prüfung wickelt sich dann folgendermaßen ab. Das Mitglied, das das Kontobuch zur Hand hat, geht dieses der Reihe nach durch, gibt die Namen der Schuldner und den augenblicklichen Stand der Konten bekannt, der andere liest aus dem Auszug den Stand am Bilanzstichtage vor und hakt den Namen an, der Nächste sieht nach, ob das Kontoanerkenntnis vorliegt, der Vierte prüft die Sicherheiten (hierbei ist besonders darauf zu achten, ob nicht Bürgen verstorben oder durch Gutsübergabe vermögenslos geworden sind), der Fünfte sucht nach, ob und wann die Bewilligungen erfolgt sind, und schließlich der Sechste kontrolliert, ob eventuell frühere Beschlüsse bezüglich dieses Kontos zur Durchführung gelangt sind und protokolliert die neuzufassenden Beschlüsse. Für Außenstände, bei denen keine Sicherheiten vorliegen, wie bei Molkereien und vielfach auch Bezugs- und Absatzgenossenschaften, ist insbesondere auf die Bewegung der einzelnen Konten zu achten, d. h. wann die Lieferung erfolgte und wie lange die Zahlungen im Rückstand sind.

Alle diese Arbeiten nehmen viel weniger Zeit in Anspruch, als man meist glaubt. Voraussetzung ist allerdings, daß man sich wirklich ernsthaft mit der Sache beschäftigt und nicht erst bei jedem Schuldner dessen Familien- und sonstigen Verhältnisse eingehend erörtert, und daß der Buchführer Ordnung in seinen Sachen hat. Mit letzterem ist es allerdings manchmal nicht gerade zum besten bestellt. Kredit- und Schuldscheine sowie Kontoanerkenntnisse müssen nach der Reihenfolge der Konten, die Belege nach den Eintragungen geordnet sein.

Hoffentlich geben diese Zeilen recht vielen Aufsichtsratsmitgliedern den Anstoß, nun die Prüfungstätigkeit ernsthaft aufzunehmen.

(„Das Hessenblatt".)

# Aus Zeit und Welt

### Woher der Optimismus?

Mit der Aussprache über das Finanzgesetz am Montag hat der Haushaltsausschuß des Sejm seine diesjährigen Etatberatungen abgeschlossen. Der Generalreferent, Abg. Miedziński, sowie Finanzminister Zawadzki und einige Oppositionsredner kamen noch einmal kurz zu Wort, um schließlich dem Finanzgesetz mit einigen bedeutungslosen Abänderungen zuzustimmen. Der Generalreferent bemerkte zu Anfang seines kurzen Berichts, daß der Ausschuß einen Gesamtaufwand in Höhe von 2 451 980 694 Zloty und Einkünfte von insgesamt 2 057 831 881 Zloty beschlossen habe, so daß sich ein Defizit von rund 394,1 Millionen Zloty ergibt. Die Möglichkeit weiterer Einschränkungen der Ausgaben sind nahezu erschöpft und was sich noch als unerläßlich erweisen wird, muß als notwendiges Uebel betrachtet werden, das durchgeführt werde unter dem Druck des Zwanges, der sich aus der internationalen Situation ergibt. Dazu gehöre der zwischenstaatliche Anleihedienst, der entweder auf Grund einer Weltkonferenz oder durch Einzelverhandlungen zu regeln wäre. Die Frage des Vertrauens sei mit der Frage der Sicherheit aufs engste verknüpft. Die Quelle des mangelnden Sicherheitsbewußtseins sei, nach Auffassung des Abg. Miedziński, Deutschland, wo sich die Revanchetendenzen immer deutlicher abzeichnen, die hauptsächlich gegen Polen gerichtet sind und denen die Welt mit bewundernswerter Gleichgültigkeit zusieht. Dieser Umstand zwingt Polen dazu, seinen Kriegsetat auf einer gewissen Höhe zu halten. Was die Staatsschuldenfrage betrifft, so gebe es nur zwei Möglichkeiten. **Entweder komme es zu einer Verständigung zwischen Gläubigern und Schuldnern, was auch das polnische Budget entlasten würde, oder aber Polen wird gezwungen sein, sich von der Außenwelt durch Drosselung seiner Einfuhr bis auf ein Minimum zu isolieren.**

Zur wirtschaftspolitischen Linie der Regierung übergehend, sprach sich Abg. Miedziński kategorisch gegen jede Form der Entwertung des Zloty und für die unbedingte Senkung der Industriepreise aus. Das bisherige Defizit konnte aus den Reserven früherer Jahre gedeckt werden. Diese Reserven hätten es ermöglicht, der Krise drei Jahre lang standzuhalten. Erst jetzt seien **die Reserven erschöpft.** Das neue Defizit werde in Höhe von 170 Millionen aus den Finanzreserven und zu 130 Millionen Zloty durch Nichtzahlung fälliger Staatsschulden ausgeglichen. Die restlichen 100 Millionen Zloty übersteigen jedenfalls nicht die Deckungsmöglichkeiten des Staatsschatzes. Gegebenenfalls ist an die Auflegung einer Binnenanleihe gedacht, die Finanzminister Zawadzki im Haushaltsausschuß ankündigte.

Prof. Rybarski von der Nationaldemokratie bezeichnete das Finanzgesetz als eine weitreichende Ermächtigung für die Regierung. Von den Finanzgesetzen der früheren Jahre unterscheide sich die Vorlage nur dadurch, daß sie den Finanzminister zum Mehraufwand für die steuerliche Exekutive ermächtige. Wenn der Generalreferent Miedziński der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Entspannung der Weltwirtschaftskrise auch die Lage Polens günstig beeinflussen würde, so sei diesem Optimismus entgegenzustellen, daß die bisherigen internationalen Konferenzen Polen eher mehr Schaden als Nutzen brachten. Seit August 1932 werde von den amtlichen Stellen immer wieder versichert, daß die Krise nunmehr überwunden sei. Aber das erinnert an die Zusicherung des Arztes, daß die Operation gelungen ist, obwohl der Patient dabei entschlief. In einer nicht beschlagnahmten Broschüre hebt der frühere Finanzminister Czechowicz hervor, daß wir uns dem Augenblick nähern, da sich die Regierung zu entscheidenden Taten entschließen müsse. Auch Prof. Krzyżanowski, der ja der Moralischen Sanierung verschrieben ist, stellt die Frage, ob jemand daran glaube, daß sich der jetzige Zustand lange aufrecht erhalten läßt. Die geplante Inlandsanleihe werde nach Ansicht Rybarskis entweder wenig ergiebig, oder ein schädliches Experiment sein. Auf eine Anfrage Prof. Rybarskis erklärte Finanzminister Zawadzki, daß die Statutenänderung der Bank Polski dahin gehe, die bisherigen Golddeckungsvorschriften beizubehalten, daß dagegen die Devisenvorräte der Notenbank nicht mehr zur Golddeckung gerechnet, sondern wie der Wechselbestand als reine bankmäßige Deckung behandelt werden.

Nach dieser Aussprache nahm der Ausschuß das Finanzgesetz an und schloß damit seine Beratungen.

### Die neue Reichsregierung

Reichspräsident von Hindenburg hat am 30. 1. mittags den Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, Adolf Hitler, sowie den Reichskanzler a. D. von Papen zu einer längeren Besprechung empfangen. Später wurden auch andere für das neue Kabinett in Frage kommende Mitglieder hinzugezogen. Auf Grund dieser Besprechung wurde um 12.40 Uhr amtlich folgendes bekanntgegeben:

„Der Reichspräsident hat Herrn Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt und auf dessen Vorschlag die Reichsregierung wie folgt gebildet:

Adolf Hitler — Reichskanzler
Reichskanzler a. D. Franz von Papen — Stellvertreter des Reichskanzlers und Reichskommissar für Preußen
Freiherr von Neurath — Reichsaußenminister
Staatsminister a. D. Dr. Frick, Vorsitzender der nationalistischen Reichstagsfraktion, — Reichsinnenminister
General von Blomberg — Reichswehrminister
Graf Schwerin von Krosigk — Reichsfinanzminister
Geheimer Finanzrat Dr. Hugenberg, der Führer der Deutschnationalen Volkspartei, — Reichswirtschafts- und Reichsernährungsminister
Franz Seldte, der Führer des Stahlhelm, — Reichsarbeitsminister
Freiherr von Eltz-Rübenach — Reichspost- und Reichsverkehrsminister
Reichstagspräsident Göring — Reichsminister ohne Geschäftsbereich, gleichzeitig Reichskommissar für Luftverkehr. Reichsminister Göring wird außerdem mit der Wahrnehmung der Geschäfte des preußischen Innenministers beauftragt.
Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung Dr. Gereke wird in seinem Amte bestätigt.

Die Besetzung des Reichsjustizministeriums bleibt vorbehalten."

### Die neue französische Regierung

In parlamentarischen Kreisen wurde das Scheitern der Verhandlungen Daladiers mit den Sozialisten bestätigt. Die Unterredungen zwischen den Vertretern der Sozialistischen Kammerfraktion und Daladier, die bis in die Nachtstunden fortgesetzt wurden, haben keine Annäherung gebracht. Die sozialistischen Fraktionen der Kammer und des Senates, die nach Abschluß der gegenseitigen Fühlungnahme noch im Palais Bourbon zusammengetreten waren, konnten lediglich zur Kenntnis nehmen, daß Daladier die Erfüllung der sozialistischen Programmpunkte als unannehmbar bezeichnet hat. Wie verlautet, wird die sozialistische Partei Daladier keinerlei Unterstützung gewähren.

Gegen 1.15 Uhr hat Daladier mitgeteilt, daß er sein Kabinett im wesentlichen gebildet habe. Er müsse allerdings noch eine Reihe von Besuchen machen und werde die endgültige Ministerliste zu Beginn des Dienstagnachmittags bekanntgeben, und sein Kabinett wird nur wenige Aenderungen gegenüber der letzten Regierung aufweisen. Die vorläufige Ministerliste lautet wie folgt:

Ministerpräsident und Kriegsministerium: Daladier
Außenministerium: Paul-Boncour
Finanzministerium: George Bonnet
Haushaltsministerium: Lamoureux (bisher Generalberichterstatter des Haushaltsausschusses)
Innenministerium: Chautemps
Post: Laurent-Eynac
Landwirtschaft: Queuille
Marine: Leygues.

Daladier hat am Montag nachmittag den Präsidenten der Republik über den Verlauf seiner Verhandlungen unterrichtet. Pressevertretern gegenüber erklärte er anschließend, daß die innen- und außenpolitischen Schwierigkeiten immer größer würden. In Berlin sei Hitler Reichskanzler geworden, und man dürfe seine Ernennung nicht als nebensächliche Angelegenheit betrachten.

### Die Arbeit des Deutschen Ausland-Instituts im Jahre 1932

Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart hat trotz der schweren finanziellen und materiellen Nöte der Zeit seine Arbeiten für das gesamte Auslanddeutschtum auch im Jahre 1932 durchführen und weiter ausbauen können. Einige Zahlen aus der Jahresarbeit zeigen aufs deutlichste, wie das Institut und sein Haus des Deutschtums in der Tat die große Vermittlungszentrale zwischen dem Mutterland und den Auslanddeutschen in allen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Belangen bilden.

Die Bücherei des Instituts ist heute mit über 53 000 Bänden die größte Fachbücherei ihrer Art. Die von ihr bearbeitete Gesamtbibliographie des Auslanddeutschtums umfaßt 37 000 Titel und ist das einzige große Auskunftsmittel für alle Facharbeiter auf dem Gebiet der volksdeutschen Arbeit. Im Archiv des Instituts gehen heute regelmäßig 1730 Zeitungen und Zeitschriften ein, wovon 330 Zeitungen und 774 Zeitschriften aus dem Auslanddeutschtum kommen. Das Zeitungsausschnittarchiv umfaßt 97 000 Ausschnitte, und in der Kartei der deutschen kirchlichen und weltlichen Verbände, der Schulen, Vereine, Handelskammern usw. im Ausland sind gegen 40 000 Organisationen erfaßt. Die Karten- und Bildabteilung verfügt über 10 300 Karten, 39 500 Bilder und einen Bestand von 32 100 Diapositiven. Für Vortragszwecke wurden von den letzteren im ganzen Reiche 76 000 Diapositive (gegenüber 51 000 im Jahre 1931) ausgeliehen; das bedeutet, daß das Institut für



mehr als 1500 Vorträge über das Auslanddeutschtum seine Lichtbilder zur Verfügung gestellt hat. — Auch die Auskunftstätigkeit ist im letzten Jahre erheblich gewachsen; es wurden weit über 40 000 mündliche und schriftliche Auskünfte völlig unentgeltlich und gemeinnützig erteilt. Was die Aufklärungsarbeit des Instituts anbelangt, so geht seine Pressekorrespondenz unentgeltlich an rund 4200 Zeitungen und Zeitschriften im In- und Ausland, und die Halbmonatsschrift „Der Auslanddeutsche" konnte soeben ihren 15. Jahrgang abschließen; sie ist die einzige Zeitschrift, die über alle Belange des Auslanddeutschtums der ganzen Erde fortlaufend berichtet. Die wissenschaftlichen Schriftenreihen des Instituts umfassen heute in fünf Reihen 53 Bände. Die Bestände des Museums im Hause des Deutschtums wurden weiter vermehrt und in zahlreichen Führungen allgemein zugänglich gemacht. In weit über 160 Vorträgen im Institut und außerhalb des Instituts im ganzen Reich wurde eine rege Aufklärungsarbeit über das Auslanddeutschtum und über Auswanderungsfragen entfaltet. Das Institut konnte durch das Entgegenkommen der Deutschen Reichsbahn über 4000 Auslanddeutschen um 25 Prozent ermäßigte Fahrscheine zum Besuch des Reichs, zum Besuch von Verwandten, von Kulturstätten und Tagungen wie von Kur- und Erholungsorten vermitteln.

# Aus Stadt und Land

**Lemberg.** Der musikalische Zirkel des evangelischen Gymnasiums in Lemberg veranstaltet am 19. Februar d. Js. einen „Bunten Abend“ heiteren Inhalts zugunsten der Ausspeisung unserer Schuljugend. Wir bitten um zahlreichen Besuch.

**Lewandówka.** (Gastspiel der Lemberger Liebhaberbühne.) Mit besonderer Freude teilen wir allen mit, daß die Lemberger Liebhaberbühne am 12. Februar d. Js. um 5 Uhr nachm. ein Gastspiel in der Lewandówka geben wird. Um allen unseren Volksgenossen die Möglichkeit zu geben, sich das Spiel der Lemberger Liebhaberbühne anzusehen, sind die Preise sehr niedrig gehalten, und zwar zu 30, 50 und 70 Groschen.

**Bandrów.** (Unfall.) In Folge 4 vom 22. Jänner d. Js. brachten wir über den sich in Bandrów zugetragenen Unfall einen Bericht, den wir der polnischen Tagespresse entnommen hatten. Wir geben daher mit besonderer Genugtuung den Bericht eines Augenzeugen wieder: Als Augenzeuge des vorgefallenen Unglücks will ich nun den wahren Tatbestand berichten: Nach dem Silvestergottesdienst lud mich unser Herr Lehrer zu Gaste ein. Nach 2 Uhr ersuchte ich den Herrn Lehrer, mit mir zu meinen Eltern gehen zu wollen, um dort, wie es bei uns Sitte ist, Neujahr anzuschießen. Der Lehrer folgte auch gern meiner Einladung, da er wie die früheren Lehrer und Pfarrer in unserem Hause viel verkehrt und am Anfang des Schuljahres zwei Monate in Kost und Quartier war. Da der Herr Lehrer selbst keine Schußwaffe besitzt, borgte ich mir auf dem Wege zu meinen Eltern ein altes Schießgewehr von einem Burschen vom Dorfe aus. Zu Hause angekommen, probierte ich zu schießen; obwohl die Patrone dreimal geschlagen wurde, explodierte sie nicht. Mein Cousin, von dem ich das Gewehr borgte, ist mit uns gewesen, er schoß, nachdem meine Patrone nicht explodieren wollte, zweimal mit einer Schreckpistole. Wir gingen nun in das Zimmer und brachten unsere Glückwünsche dar. Beim Unterhalten am Tische erzählte ich, daß meine Patrone nicht losging. Daraufhin ging der Lehrer ins Vorhaus, wo das geladene Gewehr stand, probierte selbst noch einmal zu schießen. Die Patrone, deren Kabsel auf einer anderen Stelle getroffen wurde, explodierte, durchschlug die Wand des Nachbarhauses und traf den an der Wand im Bette schlafenden Knaben. Die Kugel verletzte ihn an der linken Hand und blieb über den Rippen auf der rechten Körperseite stecken. Der Lehrer, der als erster an der Unglücksstelle war, ließ den Burschen auf eigene Kosten sofort ins Spital bringen. Er wurde operiert und kam nach drei Wochen gesund nach Hause. Das „Hurra!“-Rufen, Revolverschießen, angeheiterter Zustand des Lehrers, wie es in dem Bericht heißt, ist erfunden. Ebenfalls daß der Schuß durchs Fenster ging, dem Schüler den Brustkorb durchschlug, und daß sein Zustand gefährlich war. Heinrich Umbach.

**Felizienthal.** (Ortsgruppe d. V. D. K.) Den Pulsschlag unseres Dörfchens unterbrach die am 22. Jänner d. Js. abgehaltene Jahrestagung unserer Ortsgruppe. Tage vorher hatte die Jugend diesen Tag besonders vorbereitet. Neue Lieder und Ansprachen sollten die Tagung umrahmen. Als die Stunden der Beratung nahten, begaben sich Hunderte von Menschen in das Vereinshaus, um jene merkwürdige Stunde miterleben zu können. Grüße vom Verbandsvorsitzenden, Herrn Oberlehrer Jakob Reinpold, werden überbracht, sie beweisen, wie die deutschen Katholiken hier im Lande mit diesem Manne verbunden sind. Schrieben wir auf unser Banner die Worte „Glaube und Volkstum“, so sind nun unsere Mitglieder vom richtigen Wege überzeugt.

Im Tätigkeitsberichte unserer Ortsgruppe klang deutlich hervor, welchen großen Erfolg die Missionierung durch Pater Wenzl Wenig im Sommer hatte. Die fesselnden Predigten mit ihrer hinreißenden Sprache hatten jedem Menschen die Werte des Glaubens empfinden lassen. In lieber Erinnerung ist uns heute noch jener Pater.

Die Arbeit des Wanderlehrers Leopold Jilak sollte die Jugend innerlich dem Verbande näher bringen. Es ist erreicht. Heute zählt die Gruppe 34 ordentliche Mitglieder, die recht viele junge gesunde Kräfte in sich verkörpern, und auch das Vätererbe einmal würdig antreten werden.

Der Bericht des Zahlmeisters hatte trotz der wirtschaftlichen Zwangslage einen bedeutenden Umsatz zu verzeichnen. Den 416,59 Złoty an Einnahmen stehen 411,15 Złoty an Ausgaben gegenüber. Kassarest 5,44 Złoty.

Erwartungsvoll sah man den weiteren Verlauf der Tagung entgegen. Die Neuwahl des Vorstandes hatte die Versammlung in fesselnde Aufmerksamkeit versetzt. Einstimmig wählte man das jahrelange tapfere Mitglied Pater Lang zum Vorsitzenden. Herr Lang war von der Wahl ganz erschüttert, erkannte aber zugleich die Verantwortung, die mit dem Amte verbunden ist. Möge sein entschlossenes Wesen in der Verbandsarbeit Erfolg haben.

Nicht an letzter Stelle sei den Gönnern und Freunden unserer Ortsgruppe gedankt. Frau Pager in Lemberg spendete in liebevoller Weise zum Christkindl Kinderbilderbücher und Spielsachen, die unter arme Kinder verteilt wurden, und damit auch den Aermsten das Fest schöner gestalteten. Herzlichen Dank! Die Abendstunden waren bereits entrückt, und es mußte an den Schluß gedacht werden. Dem neuen Vorstande wurden Wünsche entgegengebracht, und es wird ihm gelingen, die 48 Mitglieder zu treuen, standhaften und opferfreudigen Gliedern der Gemeinde umzugestalten.

**Neu-Sandez.** (Aufführungen). Am 18. Dezember fand, wie alljährlich vor Weihnachten bei uns die Christbescherung statt, bei der eine ganze Reihe unserer Gemeindearmen reichlich beschenkt wurde. Dieser Anlaß gestaltet sich bei uns immer zu einer hübschen großen Gemeindefeier aus. Auch diesmal war unser Saal ganz voll. Kam doch groß und klein, arm und reich, um nach dem letzten Adventsgottesdienst sich schon Lichtstrahlen der in Christus geoffenbarten Gottesliebe zu holen. Nach einer ganzen Reihe von Chören und Weihnachtsliedern, die mit sichtlicher Weihnachtsfreude gesungen wurden, kamen wieder Kinderdeklamationen, die Geburtsgeschichte und eine Weihnachtsaufführung und eine vom Ortspfarrer an die Gemeinde gerichtete Ansprache, in der er dem immer wieder helfenden Christkinde, dem uns so reichlich betreuenden Schweizer, Herrn Pfenninger-Bodmer, allen Glaubensgenossen in der Diaspora und der inneren Stadt, dem evang. Frauenverein und allen für die Gaben herzlichst dankte. Denn die Not ist, wie überall, so auch bei unseren Armen jetzt eine größere gewesen. Unsere Schulkinder wurden alle am Schlusse der Feier mit Tüten und Päckchen gefüllt mit Naschwerk, auch bedacht, die in aller kürzester Zeit auf Anregung einer unserer Frauen zusammengebracht wurden. Da sieht man wieder, daß, wo der Wille ist, auch jedesmal der richtige Weg gefunden wird. Das war unsere Weihnachtsvorfeier, die uns in die eigentliche Weihnachtszeit mit einem starken Ruck hineingezogen hat, denn es wurde uns allen große Freude bereitet, da das greifbare und sichtliche Weihnachten wurden, deren Mittelpunkt Liebe zu den andern und Liebe zu den Armen gewesen ist. Wer all die strahlenden Gesichter sah, mochte es kaum herausgefunden haben, wo die Freude größer war, ob bei den Beschenkten oder bei den Schenkenden. So soll es auch sein, dann ist der Wille des Christkindes und der Zweck seines Kommens erreicht. — Am zweiten Weihnachtstage hat unsere erwachsene Jugend uns zu einer schönen, inhaltlich sehr guten und von den Darstellern fleißig einstudierten Aufführung „Heimgefunden“ von Anzengruber, eingeladen. Der Besuch dieser so nach allen Seiten hin gelungenen Aufführung war ein viel zu kleiner gewesen. Von der Spielleitung und dem Presbyterium aus wurden die Preise der Plätze doch so niedrig angesetzt, daß man eigentlich annehmen mußte, daß es an Sitzplätzen fehlen müßte, denn 25 gr konnte wohl ein jeder noch aufbringen oder bei dem ganzen Weihnachtsessen irgendwo ersparen, um dem leiblichen Wohl bißchen vorzuenthalten, dafür aber für sein geistiges Wohl auch sich etwas zu leisten. Sparen heißt nicht immer Einrichtungen und Einführungen der Gemeinde zu meiden, um nicht die wenigen Groschen auszugeben. Ein jeder Mensch lebt doch auch ein geistig Leben und auch diesem muß seine ihm wohlbekommende Nahrung zugeführt werden. Man hätte in jedem Hause auch bei der so schweren jetzigen Zeit sicherlich Gelegenheit zu Weihnachten gefunden, das Eintrittsgeld zu der so inhaltsreichen Aufführung wo anders zu ersparen. Dadurch wäre aber der Eifer unserer Jugend nur noch mehr angestachelt worden und sie würde sicherlich mit größerer Lust zu neuen Taten schreiten. Es müßten noch viele Gemeindeglieder das doch beachten, daß nicht nur die Herren Pfarrer und Lehrer dazu da sind, immer wieder dafür zu sorgen, um mit der Jugend und den Arbeitslustigen in der Gemeinde Aufführungen, Chöre, Familienabende vorzubereiten, sondern, daß es dann auch an den Geimeindegliedern liegt, solchen Ruf der Jugend zu einer Feier jeglicher Art selbstverständlich auch Folge zu leisten, um zu zeigen, daß man auch die Arbeit der Jugend zu würdigen weiß. Das wäre ein großer Fortschritt bei uns.

---

## Erlkönig und Steuernot

Eine Uebersetzung aus der holländischen Zeitung „De Telegraaf“.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Fiskus mit seinem Kind,
Den steuerzahlenden Bürger im Arm;
Er faßte ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“

„Siehst, Vater, du den Geier dort nicht?
Den Pleitegeier mit Kron' und Schweif?“ —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Dann bist du von allen Sorgen befreit,
Und leistest den Offenbarungseid.“

„Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Geierkönig mir leise verspricht?“ —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
Von der Krisensteuer säuselt der Wind.“ —

„Willst feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Ich verstehe das Liquidieren so schön;
Dein Alter kann nicht dein Retter sein,
Der wiegt nur mit Sparmaßnahmen dich ein.“

„Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht dort
Des Geierkönigs warnendes Wort?“
„Mein Sohn, ich bin so gut wie noch nie!
Ich verspreche dir völlige Amnestie!“ —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Pleit'geier hat mir ein Leid getan!“ — —

Dem Fiskus grauselt's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Verschreibt eine letzte Verordnung der Not;
Der Steuerzahler indessen war tot.

---

## Börsenbericht

1. Dollarnotierung vom 26. 1. bis 1. 2. 1933, privat: 8.9150 bis 8.92.

2. Getreidepreise haben sich nur unwesentlich geändert.

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf: Vom 26. 1. bis 1. 2. 1933:
Butter: Block 2.40, Kleinpackung 2.60, Milch: 18, Sahne 24%: 80, Eier (Schock): 6.20.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften, Lwow, ul. Chorążczyzna 12.

# Kennen Sie Ihren sechsten Sinn?

Der sechste Sinn ist nichts Okkultes. Er vermittelt nicht etwa Eindrücke aus der Geisterwelt, der vierten Dimension, er hat auch mit der übernatürlichen Gabe mancher Menschen, die Zukunft zu entschleiern, und rätselhafte Vorgänge der räumlichen und zeitlichen Ferne wahrzunehmen, nichts zu tun. Er ist genau so ein Sinn, wie die anderen fünf: das Hören, Sehen, Fühlen, Schmecken und Riechen. Es ist der Vibrations- oder Erschütterungssinn der Haut, verwandt sowohl mit dem Hören, wie auch mit dem Fühlen.

**Das Hören ohne Ohren**

Man kam auf das „Hören ohne Ohren", als ein Tauber plötzlich seinen Sinn und seine Genußfähigkeit für Musik entdeckte. Im Alter von 4 Jahren ertaubt, empfand er plötzlich durch einen Zufall mit 59 Jahren Freude an der Musik, gerade so wie ein Hörender. Wie ist dies möglich? Nun, der Brustkorb des Menschen fungierte wie der Körper einer Geige als Schallverstärker, als Resonator, und empfunden wurden die musikalischen Schallschwingungen eben mit dem Erschütterungssinn der Haut. Wie kommt es aber, wird man fragen, daß wir, die wir mit den Ohren gut hören, noch nie etwas von Hören mit der Haut, überhaupt vom Vibrationssinn etwas bemerkt haben? O doch, wir sind imstande den Vibrationssinn zu benützen. Wenn wir mit der Hand über eine rauhe Fläche streichen und die Rauheit feststellen, so ist daran schon der sechste Sinn erheblich beteiligt. Die ruhende Hand kann die Rauheit nicht empfinden, nur auf die bewegte Haut wirken die Unebenheiten und rufen in dem Erschütterungssinn die Empfindung „rauh" hervor.

**Das Fingerhören am Telefon**

Mit einiger Uebung bringt man es dahin, durch das bloße Abtasten einer Telefonmembrane mit dem Finger ganze Worte zu empfangen und zu verstehen. Nach einiger Zeit konnten die Schüler des Fingerhörens ganze Geschichten mit dem auf die Hörmembrane aufgelegten Daumen hören, also mit dem Vibrationssinn wahrnehmen. Ein direktes Hören war dabei ausgeschlossen, ebenso kommt bei diesen Versuchen eine Ueberleitung der Erschütterungen durch die Knochen zum Ohr nicht in Betracht, denn mit dem Telefonhörer auf der Schläfe, nahe am Ohr, wurde weit weniger vernommen, als mit der Fingerspitze.

**Das Richtunghören mit dem Erschütterungssinn**

Wie fein der Erschütterungssinn beim Menschen ist, erhellt am besten daraus, daß man mit ihm, wie mit den Ohren, selbst die Richtung, aus der ein Geräusch kommt, wahrnehmen kann. Ein Tauber empfindet nicht nur ein Stampfen auf dem Boden als Erschütterung, er weiß auch genau anzugeben, woher die Erschütterung kommt. Wenn wir die Richtung eines Schalles wahrnehmen, so geschieht dies dadurch, daß der Schall auf das eine Ohr früher fällt, als auf das andere.

# Im Wald und auf der Heiden

## Pflanzen im Eis

In der asiatischen Tundra, auf der endlosen Eiswüste des Nordens, wachsen sie, die Eisblumen, Flechten, Moose und Gräser, niedrige Gewächse, die zehn Monate hindurch hart wie Glas gefroren sind, um sich dann für kurze Wochen von den Sonnenstrahlen auftauen zu lassen. Die Zähigkeit, mit der diese bescheidenen Pflanzen in Eis und Kälte ausharren, ohne zugrunde zu gehen, ist erstaunlich. Und nicht nur in Asien kann man solche Beobachtungen machen. Im nordwestlichen Grönland traf Kane, der bekannte amerikanische Polarfahrer, unter einer 60 Zentimeter tiefen Schneedecke lebende Pflanzen an. Dabei betrug die Temperatur selbst dort, also an einer Stelle, die vor der größten Kälte geschützt war, noch —20 Grad. Ebenso fand eine schwedische Expedition in der Mosselbai, im Norden von Spitzbergen, 30 Zentimeter tief unter dem Schnee kleine grüne Gewächse. Nadenskjöld stellte bei wiederholten Untersuchungen der arktischen Eisdecke das Vorhandensein von kleinen Algen fest, die monatelang im Eise eingefroren waren und sich dann, im Schmelzwasser befreit, lebhaft umhertummelten. Die Erstarrung hatte ihnen also nichts geschadet.

Aber auch in unseren Breiten gibt es Pflanzen, die völlig darauf eingerichtet sind, eine lange, strenge Winterzeit zu überstehen. Je höher man im Gebirge steigt, desto niedriger und „verkümmerter" sehen die Bäume aus. Aber sie sind nicht eigentlich verkrüppelt, ihr zwergenhafter Wuchs ist nur eine Angleichung an das harte Klima. Die kleinen, mehr in die Breite gewachsenen Baumgestalten können leicht von dem Schnee eingehüllt werden, der sie vor der Kälte schützt. Auf diese Art ist auch der meist etwas schräge Wuchs der Bäume zu erklären. Die jungen Stämmchen sind sehr elastisch, und die Schneelast biegt sie um, auf die Erde, ohne sie abzubrechen, und so, völlig bedeckt und warm geborgen, harren die Bäume durch den Winter aus.

Die Widerstandsfähigkeit der Pflanzen ist überhaupt weit größer als unsere eigene. Bei Irkutsk in Sibirien gibt es Birken und Lärchen, die eine Kälte von 63 Grad vertragen, und in den heißen Geisern des Yellowstone-Parks zu Colorado vermögen kleine Algen noch bei +85 Grad zu leben.

—o—

## Der gefährlichste Fisch

Im allgemeinen hielt man bisher den Hai für das gefährlichste Raubtier des Wassers. Nach neueren Feststellungen der Zoologen ist der in tropischen Meeren lebende Barracuda, ein großes hechtartiges Tier, der gefährlichste Fisch. Die Küstenbewohner am Karibischen Meer sind sich darüber einig, daß der Barracuda den Menschen sehr viel eher und schneller angreift als der Hai, um ihn dann in seiner Wut buchstäblich in Stücke zu zerreißen. Meistens müssen die Badenden ihren Leichtsinn mit dem Tode, zumindesten mit dem Verlust von Gliedmaßen bezahlen. Da dieser gefährliche Räuber bei seiner Nahrungssuche mehr auf seinen Gesichts- als auf Geruchsinn angewiesen ist, so stürzt er sich, von jedem im Wasser aufleuchtenden Gegenstand angelockt, sofort auf diesen und schnappt mit seinem furchtbaren Gebiß danach.

Man hat beobachtet, daß dieser Raubfisch mehr als einmal zubeißt, und es ist erstaunlich, daß er mit einem einzigen Biß so furchtbare Verwundungen anrichten kann.

Der Barracuda hat ungefähr die Länge eines zwölfjährigen Knaben.

—o—

## Die Tiere und das Regenwetter

Bei längerem Regenwetter erfaßt uns Menschen eine trübselige Stimmung, was leicht erklärlich ist. Bei manchen Tieren jedoch tritt merkwürdigerweise das Gegenteil ein.

In zoologischen Gärten hat man hierüber interessante Beobachtungen angestellt. Löwen, Tiger und andere Zugehörige der Katzenfamilie fürchten geradezu den Regen und sind ganz besonders wild, was sie durch Knurren, Zittern und Fauchen zum Ausdruck bringen. Ein außerordentlich glücklicher Gesell ist dagegen bei Regenwetter der Wolf, so daß er in dieser Zeit niemanden etwas zu leide tut.

Bei Kamelen wurde Aehnliches beobachtet, sie schreien und springen vor Wohlbehagen, auch die Schlangen werden bei Regen beweglicher als sonst.

Die Affen dagegen kriechen am liebsten in eine Ecke, wo sie stundenlang ruhig abwartend sitzen. Trommelt der Regen gar zu sehr auf das Dach ihres Hauses, so halten sie wie beobachtet worden ist, zum Schutze gegen vermeintliches Naßwerden gar die Hände regenschirmartig über den Kopf, was einen überwältigend komischen Eindruck macht.

Wolfram

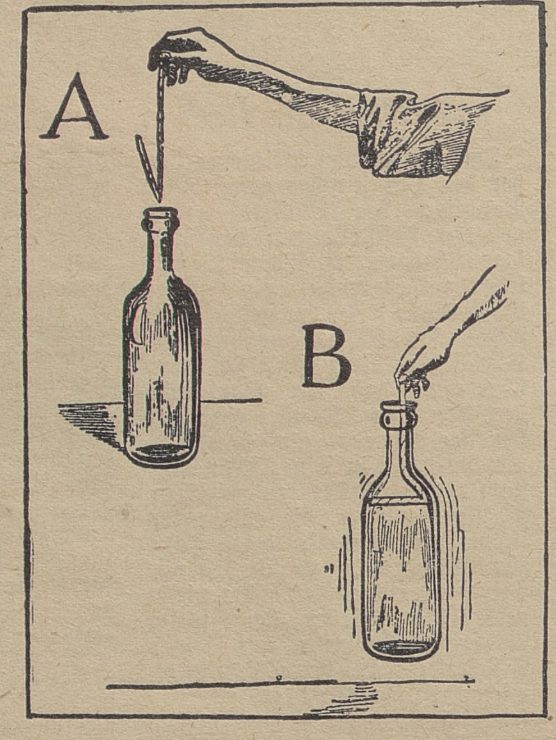


Renntiere

# FÜR DIE JUGEND

## Eine Flasche mit einem Strohhalm hochheben

Eine Flasche mit einem Strohhalm hochheben? Das klingt, als wäre es fast unmöglich, und doch ist es nur eine Kleinigkeit. Unsere beiden Abbildungen zeigen genau, wie man es anstellen muß. Selbst, wenn die Flasche noch halb gefüllt ist, kann man sie noch hochheben.



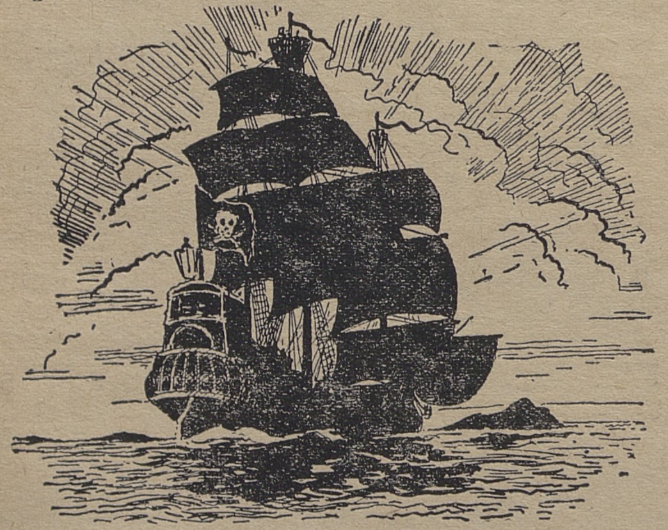

## Rasierzeug vor 4000 Jahren

Bei Ausgrabungen an dem Grab der Königin-Mutter des berühmten Erbauers der Cheops-Pyramide, sind auch zwei Rasierapparate gefunden worden, die der Königin mit ins Grab gelegt wurden und heute im Museum von Kairo zu sehen sind. Die Apparate sind, wie es sich für eine so hohe Frau gebührt, aus Gold hergestellt und besitzen sogar goldene Klingen, auf denen der Name der Besitzerin eingraviert ist. Die Einrichtungen erinnern an den heutigen modernen Rasierapparat, der bekanntlich amerikanische Erfindung ist. Es steht jedenfalls fest, daß diese altägyptische Herrscherin sich vor tausenden von Jahren rasiert hat, ob sie sich nun den Nacken zur Verschönung ihres Bubikopfes ausrasierte oder ihre Barthaare entfernte.

## Der Seeteufel von West-Indien

Einer der größten Seeräuber zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der gefürchtete Freibeuter West-Indiens. Kapitain John Teach, bei seinen Zeitgenossen unter dem Spitznamen „Schwarzbart" bekannt.

John Teach, ein Engländer aus Bristol, war auf einem Kaperschiff nach Jamaica gekommen und konnte sich bald darauf mit einer Schaluppe als Seeräuber selbständig machen.



Das Seeräuberschiff

Er nahm ein Schiff nach dem anderen weg und vertauschte seine Schaluppe mit einem großen, mit 40 Kanonen gespickten Schiffe, auf dem er sehr rasch eine volkstümliche Persönlichkeit wurde, allerdings nicht im edlen Sinne.

Seine ungewöhnliche Kühnheit und sein beispielloses Glück machten ihn zum Schrecken der westindischen Gewässer. Wo er auch auftauchen mochte, und seine schwarze Flagge hißte, suchten Handelsschiffe, ja auch sogar Kriegsschiffe schleunigst ihr Heil in der Flucht, denn es wagte niemand mehr, mit diesem Seeteufel und seinen ebenso unerschrockenen wie ruchlosen Leuten anzubinden.

So plünderte er ein Schiff nach dem anderen und steckte es dann in Brand, unbekümmert um Passagiere und Besatzung, die meistens dabei umkamen.

Nicht selten wurden die Gefangenen auf irgendeiner unbewohnten Insel oder einer Sandbank „marooniert" d. h. ausgesetzt und so einem kläglichen Tode preisgegeben.

Schwarzbart konnte sich immer mehr vergrößern und sein „Geschäft" blühte. Als Verehrer des schönen Geschlechtes schaffte er sich nach und nach nicht weniger als 14 Frauen an. Nach jedem geglückten Beutezug ging es hoch her. In der Trunkenheit verübte er die tollsten Streiche. Eine seiner Hauptbelustigungen war es, plötzlich im Saal die Lichter auszulöschen und dann mit den 6 Pistolen, die er stets bei sich trug, nach allen Seiten Schnellfeuer zu eröffnen, so daß alles in wilder Panik die Flucht ergriff. Einmal steckte er, nachdem er alle Türen und die Fensterlucken geschlossen hatte, große Töpfe mit Teer, Pech, Schwefel und Werg in Brand, damit sich die Anwesenden, wie er sagte, an die Schrecken der doch allen bevorstehenden Hölle gewöhnen sollten. Erst als der Piratenhäuptling und seine Kumpane dem Ersticken nahe waren, ließ er frische Luft in den Raum. Mit solchen „rauhen, aber herzlichen Späßen" vertrieb man sich damals die Zeit.

Trotz der barbarischen Strenge hingen seine Leute sehr an ihm, denn sie waren der festen Ueberzeugung, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe.

Eines Tages ereilte ihn aber doch sein Verhängnis in Gestalt eines amerikanischen Kriegsschiffes, das ihn anzugreifen wagte.

Anfangs schien die Fregatte zu unterliegen, denn Kapitain Teach enterte sie mit seinen Leuten. Aber in dem folgenden, erbitterten Säbelkampf, Mann gegen Mann, empfing der Pirat so viel Wunden, daß er schließlich entseelt am Boden lag. Die durch den Tod des Führers entmutigten Leute ergaben sich, soweit sie nicht schon niedergehauen waren. Das war das Ende des berüchtigten Seeräubers. **Kießlich**

## Sonderbare Seekarten

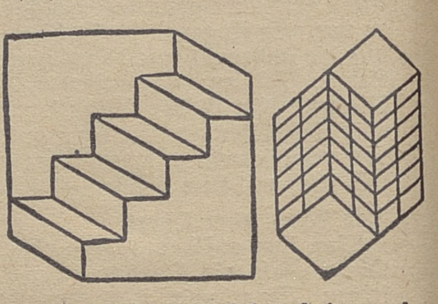
Tüchtige Seefahrer sind die Marschall-Insulaner der Südsee, die sich auf ihren oft monatelang währenden Fahrten an Hand höchst seltsamer Seekarten orientieren. Es sind sogenannte Stäbchenkarten, die aus dünnen Stäbchen bestehen, die sich in verschiedenen Richtungen kreuzen. Hier und da sind an den Stäbchen kleine Steine und Muscheln befestigt.

Die einzelnen Stäbchen stellen die vorherrschenden Dünungen, die Kreuzungen, die durch die Dünungen hervorgerufenen Kabelungen und die Muscheln und Steine die einzelnen Inseln dar.

Die jungen Seefahrer erhalten diese eigenartigen Seekarten zum Unterricht, so wie bei uns die Seekadetten vor Aufnahme in den Seemannsstand neue Karten erhalten.

## Unten oder oben?

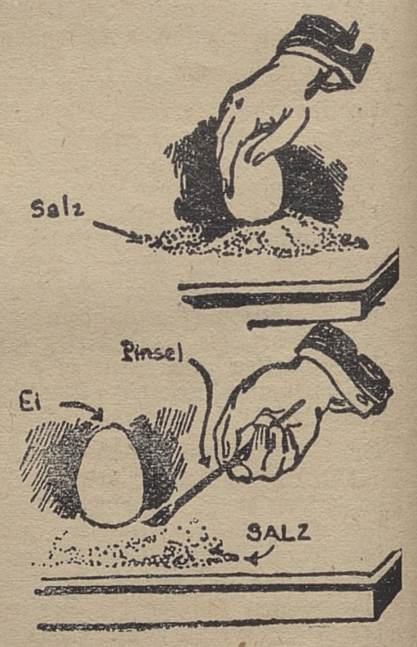
Wenn man die Treppe in der linken Figur eine Weile betrachtet, so ist sie plötzlich nicht mehr links unten, sondern — gewissermaßen auf dem Kopf stehend — rechts oben. Ebenso



geht es mit dem Schornstein auf dem rechten Bild, der einmal rechts erscheint und nach oben gerichtet und dann wieder links, nach unten gerichtet.

## Das Ei des Columbus

Wir alle kennen die Geschichte vom „Ei des Columbus". Angeblich hat der große Entdecker einmal das Problem, ein Ei auf die Spitze zu stellen, in höchst ein-




facher Weise gelöst, indem er es mit Gewalt auf einen Tisch setzte, so daß die Schale zertrümmert wurde.

Wer aber bringt es fertig, das kleine Kunststück auszuführen, ohne das Ei dabei zu zerbrechen? Wir brauchen nichts dazu als ein wenig Salz und einen weichen Pinsel. Das Salz schütten wir auf einem kleinen Häufchen zusammen, gerade groß genug um ein Ei mit seiner Spitze senkrecht hineinzusetzen. Dann nehmen wir den Pinsel und fegen mit ihm vorsichtig alles Salz fort, das erreichbar ist. Schließlich ist überhaupt nichts mehr von dem Salz zu sehen und das Ei bleibt doch ruhig auf seiner Spitze stehen.

# Wärisbühel

Von Hermann Hesse.

(Schluß.)

Nun hatte das Abenteuer mich entzündet, und auf das stille Gefühl des Glücks und der Erfüllung folgte ein Plänebauen und Mehrbegehren und zugleich eine Angst und Verzagtheit, denn ich hatte in Liebessachen keinerlei Erfahrung. Zwei Tage gingen mir mit fruchtlosem Nachsinnen verloren. Mein Wunsch war, nun nach Wärisbühel zu fahren, dort auszusteigen und auf irgendeine Weise mit ihr zusammenzukommen. Ohne mir allzu kühne Hoffnungen zu machen, meinte ich doch, es erleben zu sollen, daß mich eine schöne Jungfer freundlich empfange und mir einen Kuß gebe. Allein sobald ich mir ausdachte, wie es alsdann wäre, wenn ich dort am Bahnhof stünde, wie ich zu ihr kommen und was ich zu ihr sagen solle, daß ihr Vater und vielleicht ihre Mutter da sein würden, dann stand alles wie ein Berg vor mir und erschien mir unmöglich. Auch meine Gewißheit verließ mich wieder ganz. Wohl hatte sie mir freundlich zugenickt und mich angelächelt, ja, aber was wollte das bedeuten? Am Ende hatte sie das schon manchem Vorüberreisenden getan, in aller Unschuld, und wenn ich nun käme und stünde da und begehrte mehr, wie würde das aussehen? Sie wußte ja nichts von mir, noch viel weniger als ich von ihr. War sie denn für meine frechen Träume verantwortlich? Ach, sie hatte mir gegeben, was sie gern gab, einen Gruß und einen Abglanz ihrer Lieblichkeit, und ich wollte jetzt kommen und Ansprüche machen!

Am dritten Tage wußte ich mir keinen Rat, als wiederum zu reisen. Dann konnte ich immer noch in Wärisbühel aussteigen oder weiterfahren, wie es sich gab. Unruhig ging ich an die Station und wartete den Zug ab. Ich stieg ein, der Schaffner grüßte vertraulich und machte mir ein neues rundes Löchlein in mein Abonnement, der Viehhändler kam auch wieder, und vor den Scheiben zogen die wohlbekannten Bilder vorbei, von denen mir immer eines glückbringend und das nächste verhängnisvoll vorkommen wollte.

Wir kamen am Ende, so lang' es mir auch dauerte, nach Wärisbühel. Da wollte mir der Herzschlag stehenbleiben, als ich die Gertrud in einem braunen Kleide am Bahnhof stehen sah, eine große Tasche in der Hand, und bei ihr den Vorstand und den kleinen Buben und eine kleine, magere Frau, wohl die Mutter. Sie und die Tochter waren in Reisekleidern, und das Mädchen hatte rote Augen und Tränen auf den Backen stehen.

Sie gab dem Vorstand einen Kuß in seinen blonden Bart und stieg mit der Mutter ein. Und sie stiegen in meinen Wagen, nahmen ganz in meiner Nähe Platz. Ich wagte nicht, sie anzusehen, bis der Zug im Fahren war und sie aus dem offenen Fenster zurückwinkte. Da konnte ich sie betrachten und sehen, daß sie wahrhaftig wunderschön war. Ihre Haare waren dunkelbraun, und ihre Augen ebenso, aus den Abschiedstränen lächelte sie schon wieder mit demselben hellroten Munde, mit dem sie damals mir zugelächelt hatte. Sie setzte sich nun und plauderte mit der Muter; mich sah sie nicht oder schien mich doch nicht zu kennen. Und ich hörte das halbe Gespräch, und daß sie wirklich die Tochter war, und dann sprach sie von einem Robert, und dann von ihrem Mann, und ich begriff allmählich, daß sie verheiratet und bei den Alten zu Besuch gewesen war.

In Bitrolfingen verschwand sie mit ihrer Mutter im Wartesaal, und zwar im Wartesaal zweiter Klasse, obschon sie in der dritten fuhr, und mir fiel ein, wie oft ich mich darüber geärgert hatte, Reisende der dritten Klasse im Wartesaal der zweiten warten zu sehen. Freilich war sie die Tochter eines Bahnbeamten.

Als ich das nächste Mal denselben Weg fuhr, hatte ich meinen Koffer mit und reiste weiter, in eine andere Gegend. Das Abonnement hatte ich meinem Hauswirt geschenkt. Und es kamen andere Zeiten, ich vergaß das meiste, nur die Namen der Stationen nicht, und nicht die Nelkenfenster. Ich blieb weiterhin ungeküßt, und wenn auch das inzwischen anders geworden ist, so wollte doch die schöne Gertrud und meine törichte Reisephantasie nicht ganz aus meiner Seele weichen, sondern blieb verborgen darin wohnen und sieht mich noch heute zu manchen Stunden fast wie eine wirkliche Jugendliebe und wie ein wirkliches Jugendglück an ...

# Unschuldige Soldatengeschichte

Von Raoul Auernheimer

In den Märchen heißt es: Er war ein armer Page, sie eine Prinzessin. Das ist eine höchst unangenehme Situation. Zumeist endigt so eine Geschichte mit dem Tode, und das Lied meldet von den Liebenden: Sie mußten beide sterben, sie hatten sich viel zu lieb . . . Aber wenn er Kadett ist und sie die Tochter eines Obersten, dann steht die Sache noch viel hoffnungsloser. Denn so ein Page in den Märchen entpuppt sich oft als heimlicher Prinz, oder er zieht aus und erobert flink ein Königreich, und wenn er dann an der Spitze einer siegreichen Armee heimkehrt, so steht er dem königlichen Vater der Geliebten ebenbürtig gegenüber, der Alte hat nichts mehr zu reden, und die Prinzessin macht zum Schluß noch eine sehr gute Partie. Das alles kommt bei einem Kadetten nicht vor; noch dazu, wenn der Kadett nur ein Reservekadett ist, was noch unendlich weniger als ein Kadett, und wenn der Oberst ein adeliger Oberst ist, was noch unendlich mehr ist. Und doch endigt diese Geschichte nicht mit dem Tode — durchaus nicht. Sie endet mit einem großen und glücklichen Gelächter.

Die Tochter des Obersten war eine von den gefährlichen Blondinen. Blondinen sind selten gefährlich, aber wenn sie es sind, dann sind sie lebensgefährlich. Sie war schlank und dabei voll, und ihr schönes Haupt neigte sich ein wenig unter einer schweren Last von Gold und Seide. Unter der funkelnden Krone ihrer Haare wölbten sich zwei dunkle Augenbrauen wie mit Tusche gemalt, aber vollkommen waschecht. Die Lider mit langen dunklen Wimpern waren gewöhnlich gesenkt und lagen vor ihren Augen wie Jalousien vor den Fenstern eines Landhauses, wenn der Frühling noch nicht gekommen und die Herrschaft noch in der Stadt wohnt. Aber wenn sie zuweilen die Jalousien zurückschlug — sagen wir, um zu lüften —, so stand man geblendet von der leuchtenden Pracht, die sich hinter diesen Fenstern verbarg. Und erst nach einiger Zeit bemerkte man, daß sie dunkelbraune, glänzende Augen hatte mit enormen Pupillen.

Sämtliche Offiziere des Regiments huldigten ihr; die verheirateten bedauerten heimlich, daß sie schon verheiratet waren, und die ledigen machten ihr ohne Ausnahme den Hof. Im ganzen bemühten sich um sie siebenundzwanzig Subalterne, neun Hauptleute, zwei Majore und sogar der dicke Oberstleutnant, der rund war wie ein Faß und beim Gehen schnaubte wie ein Walroß. Sie aber ließ die Jalousien geschlossen und wartete in träumerischer Ruhe auf die Herrschaft, die der Frühling bringen würde.

Und richtig, an einem Frühlingstag zog die Herrschaft ein. Es war ein Philosoph, der zur Waffenübung einrückte und sich, ehe er seinen Dienst antrat, privat beim Obersten vorstellte. Bei diesen ersten außerdienstlichen Vorstellungen war der Oberst prinzipiell sehr liebenswürdig; grob wurde er erst am ersten Tage der Waffenübung; früher grob zu sein, hielt er für eine unnütze Kraftvergeudung. So legte er denn sein ledernes Gesicht in ein gewinnendes Lächeln zusammen und stimmte seine blecherne Kommandantenstimme auf einen säuselnden Unterhaltungston, so daß man ihn höchstens bis ins vierte Zimmer hörte. Und als sich gar im Laufe des beginnenden Gesprächs herausstellte, daß der Kadett beauftragt war, dem Obersten Grüße von einem befreundeten Hauptmann zu überbringen, da rief der Regimentskommandeur seine Frau und seine Tochter und stellte ihnen den Kadetten vor.

Der Kadett erwies sich als ein gewandter und lustiger Plauderer.

Während Mama lachte, ließ die Tochter ihren großen ernsten Blick auf dem jungen Manne ruhen. Er fühlte diesen Blick, und sein Herz schlug. Als er dann nach drei Minuten sich empfahl, fühlte er eine warme, weiche Hand, die sich zutraulich einen Augenblick in die seine legte. Er hatte das dunkle Gefühl, daß er diese Hand küssen sollte. Aber zur rechten Zeit erinnerte er sich, daß er nur ein armer Kadett auf Waffenübung sei. Da verbeugte er sich, ein wenig unmilitärisch, nach Philosophenart, und ergriff die Flucht. Der Oberst hatte ein leichtes Stirnrunzeln und hätte am liebsten „herstellt!" kommandiert und ihn die Verbeugung wiederholen lassen. Weil es aber noch nicht der erste Tag der Uebung war, nahm er davon Abstand. Die Tochter schaunte ihm nach mit einem milden, gütigen Lächeln.

Sie ging leise auf ihr Zimmer zurück, mit langsamen Schritten, wie sie gekommen, das schöne blonde Haupt ein wenig vorgeneigt. Sie nahm mit schlanken Fingern die Stickerei auf, an der sie gearbeitet, zog rote Wolle in die Nadel ein und dachte dabei: Den möchte ich heiraten.

Daß der Kadett sich in einen ähnlichen Traum verlor, ist selbstverständlich. Das tat jeder junge Mann, der der Tochter des Obersten ein einziges Mal gegenübergestanden. Aber schon am nächsten Tage weckte ihn der Oberst mit einem „Sie, Kadett!" aus seinem Traum, daß ihm Hören und Sehen verging. Am zweiten Tag gab er ihm den wohlmeinenden Rat, sich ein zweites Paar Brillen anzuschaffen, damit er seinen Zug auf dem Exerzierfelde leichter finde. Der Kadett lächelte mit leiser Ironie, nach Philosophenart. Nun hat ein Kadett während seiner Dienstleistung nicht zu lächeln, wenn er nicht gefragt wird. Ironisch aber schon gar nicht. Der Oberst beugte sich auf seinem Falben vor: „Was sind Sie denn in Zivil?" fragte er.

„Kandidat der Philosophie, Herr Oberst," sagte er sanft.

„So?" sagte der Oberst, und am nächsten Tage rief er zur Erheiterung des Offizierkorps über den ganzen Exerzierplatz: „Sie, Philosoph" . . . Ein Oberst kann auch ironisch sein, wenn er will. Aber ein Oberst bleibt nicht bei der Ironie stehen. Sie ist eine zu feine Waffe und eignet sich für den dienstlichen Verkehr nicht. Darum, als der angerufene Kadett in die Nähe kam, fügte er der ironischen Anrede: „Sie, Philosoph!" die Worte hinzu: „Sie sind ein Esel!" und dann erklärte er ihm, warum. Der Kadett hörte mit dankbarem Interesse zu.

Nun mag man sagen, was man will, es ist immer eine unangenehme Sache, die Tochter eines Mannes zu lieben, der einen nach dreitägiger Bekanntschaft vor mehreren Leuten einen Esel heißt. Wenn dieser Mann aber ein Oberst ist und man selbst ihm als armer Kadett gegenübersteht, so wird der Gedanke einer Brautwerbung grotesk. Das erkannte auch der Philosoph, tröstete sich mit Schopenhauers Entsagungsphilosophie, resignierte und dachte an des Obersten Tochter zurück wie an ein blondes und sehr fernes Märchen.

Sie aber hatte Schopenhauer nicht gelesen. Sie war nicht fürs Resignieren. Dieser junge Mann gefiel ihr. Er war der erste, der ihr gefiel. Sie gefiel ihm ganz sicher auch, also warum sollten sie sich nicht heiraten? Das ist die gesunde Logik einer Achtzehnjährigen, die nichts von Philosophie weiß und das Herz auf dem rechten Fleck hat.

So fragte sie an einem der nächsten Tage, als der Oberst nach dem Essen die Zeitung vornahm:

„Wie macht sich der Kadett, der am Sonntag bei uns war?"

„Wer?" fragte der Oberst mißtrauisch. „Ah! der! Der Philosoph!" Er grinste vor Sarkasmus.

Hierauf gab er eine kurze Charakteristik von den Fähigkeiten des jungen Mannes. Er nannte ihn nicht wieder einen Esel. Er liebte es nicht, sich zu wiederholen. Wozu auch? Die Zoologie umfaßt ein so weites Gebiet. Der Oberst war ein Mann von gründlicher naturwissenschaftlicher Bildung. Er schloß mit den einfachen Worten: „Er ist ein Kamel."

Die blonde Tochter stand auf, neigte das Haupt und ging mit leisen Schritten auf ihr Zimmer. Der Oberst schaute ihr behaglich nach. Er hatte etwas gewittert. Aber die Hauptsache ist: Nichts aufkommen lassen! Das war auch sein Prinzip im

Dienste. Er war ein Pädagog, der Oberst. Und er tat sich etwas zugute darauf.

Des Obersten Tochter nahm ihr blaues Kleid, einen blauen Hut, einen weißen Schleier, zog die Handschuhe an und wartete am Fenster ihres Zimmers, das auf den Kasernenhof hinausging, bis sie den vielgequälten philosophischen Kadetten die Kaserne verlassen sah. Dann ging sie aus, ohne mit einer ihrer schönen Wimpern zu zucken.

Als der Philosoph um die Ecke bog, sah er zu seinem Erstaunen das blonde Märchen in Blau gerade auf sich zukommen. Als Zivilist hätte er sie jedenfalls angesprochen, allein durch seine Mißerfolge in den letzten Tagen war er ein wenig eingeschüchtert. Auch dachte er, die Tochter möchte die Ansichten ihres Vaters in betreff seiner geistigen Qualitäten wohl teilen. So wollte er mit einem stummen Gruß an ihr vorbei.

Das war aber durchaus nicht ihre Absicht. Mit einem Lächeln, das beherzte Mädchen in entscheidenden Augenblicken finden, fragte sie, indem sie ihren Schritt verzögerte: „Wie geht es Ihnen?"

Einen Augenblick lang stand er ihr fassungslos gegenüber. Im nächsten Augenblick wußte er alles.

„Ich danke — schlecht," sagte er lustig.

„Ich weiß," lächelte sie, indem sie einen Augenblick stehenblieb, „Papa ist gar nicht zufrieden mit Ihnen. Sie müssen sich sehr zusammennehmen, sonst —"

„Sonst?" fragte er keck.

„Sonst — werden Sie schlecht beschrieben" — sie lächelte und schloß eine Sekunde lang die Augen — „Auf Wiedersehen!"

Er schaute ihr nach, bis das blaue Kleid um die nächste Ecke bog.

Am nächsten Tage, als die Vormittagsübungen begannen, setzte er sich fest und ernstlich vor, sich zusammenzunehmen.

Und schon sah er sich im Geiste die spröde Gunst des Vorgesetzten Schritt für Schritt gewinnen, schon träumte er von einem ersten wohlwollenden Lächeln, von einem freundlichen Wort, von einer Einladung ins Haus — da hörte er sich mit Fanfarenstimme vom Obersten, der auf seinem Falben herangeschnaubt kam, angerufen: „Kadett heraus!" Das war keine freundliche Einladung.

Der Philosoph hatte nämlich, in seine Träumereien von einer künftigen Versöhnung versunken, seinen Zug gemütlich in einen der Teiche von mittlerer Ausdehnung marschieren lassen, wie sie da und dort nach einem Regen das Exerzierfeld verschönerten. Die Leute waren vergnüglich und mit Stechschritten in das Wasser gestapft, weil sie sahen, wie der Oberst herüberschaute, und sich schon auf die Szene freuten, die folgen würde. Der Kadett kommandierte ratlos „Halt!" und ließ die Leute mitten im Wasser stehen, die unbeweglich, wie Säulen, dastanden, mit ernsten Gesichtern, ob sie gleich innerlich jubelten. So sieht es aus, wenn ein Philosoph sich beim Exerzieren zusammennimmt. „Kadett heraus!" schrie der Oberst noch einmal.

Der Kadett lief schon. Das heißt: für einen Philosophen lief er, für einen Kadetten war es nicht geschwind genug. Als er daher vor dem Obersten stand und salutierte, streckte dieser ganz ruhig die Hand aus und befahl: „Kadett hinein!"

Er verstand nicht sogleich. Ein Blick des Kommandanten erklärte ihm die Sache. Er war nicht flink genug gelaufen. Er kehrte also zurück und stellte sich bei seinem Zug auf. „Kadett heraus!" befahl der Oberst neuerdings, und als er wieder vor ihm stand: „Kadett hinein!" Und dieses ergötzliche Spiel wiederholte er einige Male, dann erst erklärte er ihm den Zweck: „Damit Sie laufen lernen, Herr Kadett!" Außer Kadetten behandelt man nur Hunde so.

Der Kadett hätte ihm am liebsten den Säbel aus der Hand gerissen vor Wut. Ein solcher Mensch soll eine solche Tochter haben, und in diese Tochter soll man verliebt sein!

Das war am Vormittag. Am selben Nachmittag begegnete er der Tochter, die ausgegangen war, sich ein Paar Handschuhe zu kaufen. Und weil der Kadett just dieselbe Straße ging, so durfte er sie ein Stückchen begleiten. Im Nu waren die Grobheiten des Obersten vergessen.

Und so ging es auch an den folgenden Tagen. Vormittags die Flegeleien des Vaters, nachmittags die Zärtlichkeiten der Tochter. Die Flegeleien wurden von Tag zu Tag gröber, die Zärtlichkeiten immer feiner. Im Verlauf der nächsten zwei Wochen wurde der Philosoph ein vollständiger Bajazzo in der Hand des Obersten, über den das ganze Regiment lachte, eine Art von Regimentsnarren, wie er zum Stabe eines jeden Regiments gehört ebenso wie ein Hund und ein Hornist. Das war an den Vormittagen; nachmittags war er ein König."

Das Töchterlein machte noch einen Versuch, den Frieden zwischen dem Vater und dem heimlichen Liebhaber zu vermitteln. Sie fragte einmal:

„Wird uns der Kadett nicht noch einmal besuchen?" Schon war der „der Kadett".

„Besuchen?" fragte der Oberst zurück mit einem Grinsen, das sein Gebiß bis zu den Weisheitszähnen entschleierte. „Besuchen soll er mich auch noch? Ich wollt' es ihm raten."

„Ist er denn wirklich so ungeschickt?" erkundigte sie sich mit einem erzwungenen Lachen.

„Ungeschickt? Ein Heuochs ist er, ein Narr, ein Clown, das ganze Regiment lacht über ihn."

„Wissen Sie, was Papa über Sie gesagt hat?" fragte sie am Nachmittag ihren Liebsten, der ihr schon beide Hände küßte.

„Ich bin nicht neugierig, mein Fräulein. Auch hat es mir der Papa wahrscheinlich schon selbst gesagt."

„Das ganze Regiment lacht über Sie," sagte sie im Tone eines strengen Verweises.

„Es lacht noch nicht, aber es lächelt," entgegnete er. „Ich möchte es lachen machen — das ganze Regiment. Wenn Sie mir helfen wollen, bringen wir es zustande."

Das war ein Plan, der in seiner erbitterten Kadettenseele entstanden war. Er wollte sich rächen. Es galt, die Ehre der Philosophie gegenüber der rohen Gewalt des Militarismus zu retten. Und es galt, ein schönes Mädchen zu gewinnen, das nur durch einen Gewaltstreich zu erobern war . . . Jawohl, das ganze Regiment soll lachen, fragt nur, über wen.

Sie hatte Mut für drei, und dann: es war das einzige Mittel. Auf friedlichem Wege war Papa nicht zu haben. Also Krieg. Krieg dem Obersten. Sie ging darauf ein.

Zwei Tage später wurde die Schlacht geschlagen. Der Kadett begann die Operationen, indem er sich krank meldete. Der Oberst, der eine schon gewohnte Zerstreuung auf dem Exerzierplatz vermißte, beschloß, den Philosophen, wenn irgend möglich, dafür einzusperren.

Aber um zehn Uhr trafen die Verbündeten zusammen, nämlich der Kadett und seine Angebetete. Sie gingen in eine nahegelegene Konditorei, an der das einrückende Regiment vorbei mußte. Dort nahmen sie behaglich unter der Markise Platz und bestellten sich rotes und weißes Eis.

Als die ersten Töne der Regimentsmusik von weither über die sonnige Straße erschollen, klopften einen Augenblick ihre Herzen. Aber sogleich lachten sie wieder und vertieften sich in das Eis.

Das Regiment kam herangezogen. Voran der Oberst auf seinem tanzenden Falben, mit seiner breiten Brust aus Watte. Der Kadett sprang auf und salutierte in strammer Ehrerbietung. Neben ihm stand des Obersten tapfere Tochter und winkte lachend Der Oberst wollte instinktiv den Gruß erwidern, aber der Säbel blieb ihm in der Luft stecken. Einen Augenblick stand der Mund des Schlachtenlenkers vor Erstaunen weit offen. In der dritten Sekunde riß er seinen Falben zusammen, daß die Funken aus dem Pflaster flogen. Aber in der vierten Sekunde hatte er schon überlegt, daß der Ruf seiner Tochter von seiner Haltung in diesem Augenblick abhänge. Da zwang er sein ledernes Gesicht in ein liebenswürdiges Lächeln, setzte den unterbliebenen Gruß fort und rief kollegial mit seiner blechernen Stimme hinüber: „Servus!"

In seinem Leben hatte er zu einem Kadetten nicht „Servus!" gesagt; noch dazu einem Reservekadetten! So war in diesem Augenblick schon die Schlacht zugunsten des jungen Mannes entschieden. Und nun folgte das große Gelächter.

Denn schon hatte der dicke Oberstleutnant, der hinter dem Obersten ritt, die Situation erfaßt und schwang seinen Säbel lachend zum Gruß.

Nun nimmt eine disziplinierte Truppe jede Miene und jede Bewegung ihrer Vorgesetzten ab. Wenn der Vorgesetzte die Stirn runzelt, runzelt das Regiment die Stirn. Wenn der Vorgesetzte lacht, lacht das Regiment. Sowie also der Major den Oberstleutnant lachen sah, brach er gleichfalls in ein schallendes Gelächter aus und gab das Lachen weiter. Alle Offiziere, alle Unteroffiziere und die ganze Mannschaft lachte. Durch fünf Minuten zog ein bewegliches Band von lachenden Gesichtern, die alle im Dreiviertelprofil herüberblinzelten, an den beiden vorüber. Der Kadett stand da, auf seinen Säbel gestützt, ein Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz, und salutierte wohlwollend. Und neben ihm stand des Obersten Tochter, eine junge Kaiserin in ihrer blonden Schönheit. Ihr Mund lachte, die keinen Hände bebten vor Vergnügen, die Augen blitzten, die Jelousien waren weit zurückgeschlagen und ließen die langverhüllte schimmernde Pracht in den erstaunten Frühling leuchten.

In der Kaserne angekommen, lief der Oberst, ohne den Säbel abzulegen, wie ein Wahnsinniger in seinem Zimmer auf und ab. Niemand wagte sich in seine Nähe. Nur das mutige Töchterchen hatte den Mut, ihre Tat zu vertreten. Tapfer trat sie bei ihm ein, in ihrem hellen Hut, den hellen Sonnenschirm in der Hand. Tapfer ließ sie den Obersten siebenmal an sich vorüberrasseln.

„Nicht bös sein, Papa!“ sagte sie, als er das achtemal an ihr vorüberkam, und hängte sich an seinen Arm. Er wollte sie abschütteln, aber da sah er, wie Tränen in ihre Augen traten. Er blieb stehen. Da legte sie den blonden Kopf an seine Schulter und streichelte seine alten Wangen.

„Er wird dich heiraten,“ würgte er hervor.

Da fing sie unter Tränen zu lachen an. „Aber Papa, das wollten wir doch nur erreichen.“

Ein Kadett hatte ihn überlistet, ein Reservekadett! Ein Reservekadett einen Obersten!

„Ruf ihn mir!“ brüllte er.

Der Philosoph hatte den klugen Einfall, zu dieser Unterredung als Zivilist zu kommen. So konnte ihm der Oberst „Herr Doktor!“ sagten, wenn auch mit unterdrückter Wut, und alles lief gut ab. Dann aber sagte der Oberst: „Morgen kommen Sie mir zum Regimentsrapport!“ Er sagte nichts weiter — vorläufig.

Am nächsten Tage war Regimentsrapport. Als der Oberst angerasselt kam, unterdrückten die anwesenden Offiziere nur mühsam ein Lächeln unter den Schnurrbärten. Allein der Oberst war nicht zum Lachen aufgelegt, und er hätte keinem der Herren geraten, zu lachen. Er war wieder ganz Oberst, als er auf den Kadetten zutrat, der wieder ganz Kadett war, ganz Opfer.

Der Kadett meldete sein Erscheinen beim Rapport „über Befehl des Herrn Obersten“.

Der Oberst maß sein Opfer von der Mützenrose bis zur Schuhspitze.

„Kopf in die Höhe'!“ begann er ganz harmlos, um von Wort zu Wort crescendo schärfer zu werden. „Kinn angezogen! Schultern zurück! Kreuz hohl! Daumen ausstrecken! Rechte Fußspitze auswärts! Zu viel! Zu wenig! Linke Fußspitze einwärts! Stehen Sie ‚Hab acht!‘ Donnerwetter!“ Jetzt brüllte er, daß man ihn bis in die Kantine am anderen Flügel hörte „Stehen Sie ‚Hab acht!‘ vor Ihrem Obersten!“

Das war die Einleitung, „die Korrektur der Stellung“.

Dann begann er wieder mit scheinbar sachlicher Ruhe, aber alle wußten, daß er am Ende seiner Rede brüllen würde wie ein Stier. Das ist Rapportstechnik.

„Sie haben sich gestern marode gemeldet und sind zwei Stunden später mit einer Dame in einer Konditorei gesehen worden. Es ist hier ganz gleichgültig, wer diese Dame war!“ ... Er schaute drohend um sich. Aber keiner der anwesenden Offiziere tat ihm den Gefallen, zu lächeln. Um so erbitterter fuhr er fort: „Ich werde Ihnen zeigen“ — jetzt kam es —, „mit Damen in Konditoreien herumsitzen und die Cour schneiden, statt zu exerzieren! Wissen Sie, was das heißt? Wissen Sie, was das ist, wenn Sie es in Kriegszeiten tun? Wissen Sie, daß das Desertion ist!!?“ Höhepunkt. Pause. Hierauf die Konklusion: „Ich werde Sie strafen! Exemplarisch! Hab acht! Stehen Sie ruhig! Dreißig Tage Zimmerarrest. Strafantritt morgen! Abtreten! . . .“

Man glaubt vielleicht, das sei ein Spaß. Aber wer da glaubt, der kennt den Oberst schlecht. Der Kadett büßte nach vollstreckter Waffenübung seine dreißig Tage ab. Seine Braut besuchte ihn täglich, brachte ihm Blumen in den Arrest . . .

Schade, daß es nur dreißig Tage waren!

**In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck unseres neuen Romans**

# Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

**von Ernst Klein.**

**Es handelt sich hier um einen Kriminalfall, dessen Lösung außerordentlich verzwickt ist und dessen Verlauf deshalb den Leser in dauernder Spannung hält. Wir sind überzeugt, daß die Bezieher unseres Blattes diesem Roman das allergrößte Interesse entgegenbringen werden.**

**Schriftleitung des „Ostdeutschen Volksblatt“.**

AUS DER PRAXIS

# Baumruine

Der Gedanke der Leistung muß auch im Obstbau Platz greifen. Ebensowenig wie der denkende Landwirt überalterte Hennen durchfüttert, ebensowenig dürfen Obstbäume geduldet werden, deren Kronen zum großen Teil abgestorben sind und die durch die Bildung zahlreicher Wasserschosse sich nur mit letzter Kraft am Leben erhalten. Es ist verlorene Liebesmüh, durch liebevolle Pflegearbeit, wie Aufgraben des Bodens, Düngung und Bewässerung, die altersschwachen und

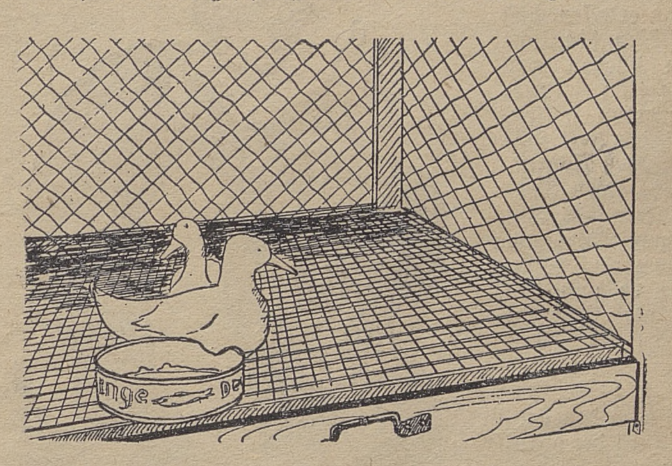


erschöpften Obstbäume verjüngen zu wollen. Aus ihnen kann nichts mehr werden, im Gegenteil; sie bilden für den ganzen Obstbestand eine Gefahr. Denn diese altersschwachen Baumruinen haben nicht mehr die Kraft, sich der Schädlinge und Krankheitserreger zu erwehren. Durch ihre Anfälligkeit und ihren starken Befall mit Krankheitserregern bilden sie Seuchenherde und eine Gefahrenquelle für den ganzen Bestand. Man geht deshalb jetzt daran, solche Baumruinen zu entfernen, damit sie bei erster Gelegenheit Neupflanzungen Platz machen.

# Käfigmast der Enten

Die Mast der Enten ist von derjenigen der Gänse grundverschieden. Gänse werden von altersher bei der Mast in Käfigen gehalten und durch Stopfen gemästet. Beides versagt gewöhnlich bei den Enten. Denn zum Stopfen ist die Ente denkbar schlecht eingerichtet, man soll es damit gar nicht erst versuchen. Aber auch das Einsperren der Enten in Käfige ist unbefriedigend, wenn sie vorher an freien Auslauf gewöhnt waren. Daher erfolgt die Mast der Enten im Frühjahr und Sommer im Freien, im Winter dagegen kann sie sehr wohl in Käfigen durchgeführt werden. Voraussetzung ist allerdings, daß die Enten von klein auf in den Käfigen oder in Buchten gehalten wurden. Zur Mast eignen sich nur die weißen Rassen. Neben der Peking-Ente gelten die weißen Vierländer-Enten als die geeigneteste Mastrasse. Die Vierländer sind die feinsten und die am bestbezahlten Enten.

Ueber das für die Entenmast geeignete Mastfutter gibt Kaestner, Halle-Trotha, in der Deutschen landwirtschaftlichen Geflügelzeitung seine Erfahrungen wie folgt wieder: „Von Schnellmast (bis zur 8. Woche) lasse ich die Hände, die gelingt nicht zur Zufriedenheit, weder von mir noch von meinen Kunden. Ich mästete so, daß die ersten einer Brut mit 9 bis 10 Wochen fertig sind, die zweiten mit 11 Wochen, der Rest mit 12 Wochen. Die Hauptpflege benötigen die Entchen in den ersten 14 Tagen. Wenn man in den ersten 14 Tagen einen Fehler macht, ist es aus mit dem Satz zur Mast innerhalb 12 Wochen und kann man dann gleich mit 16 Wochen rechnen. Die Hauptfehler, die in den ersten 14 Tagen gemacht werden können, sind: Mangel an Wärme und Sauberkeit, mangelhafte Futter- und Trinkbedienung, Mangel an Mineralien, Grünfutter resp. Lebertran und Sand. In der Zeit von der 3. bis 7. Woche kann man alles füttern, was man billig hat. Eine Ente frißt alles an Abfällen, nur an Trockenschnitzel, ob eingeweicht oder geschrotet, wollen sie nicht. Hauptsache ist Schlemmkreide, Fischmehl, Grünes und Sand nicht vergessen und nachts Futter reichlich hinstellen. Enten sind Nachtvögel. Sie fressen viel während der Nacht. Licht brauchen sie dazu nicht. Von der achten Woche ab gebe ich Kartoffeln, gekocht und gestampft mit Hafer oder Gerste, Schlemmkreide bis zuletzt dazu. Ersatz für Hafer und Gerste ist Reisfuttermehl, es macht aber das geschlachtete Tier einen Schein grau!




Die zur Durchführung der Käfigmast erforderlichen Käfige kann der Entenzüchter aus Winkeleisen, Bandeisen, Zinkblech und Drahtgeflecht selbst herstellen. Gewöhnlich werden drei Käfige übereinanandergestellt. Der unterste Käfig steht etwa 35 Zentimeter über dem Erdboden. Jeder Käfig hat einen Quadratmeter Grundfläche und ist 50 Zentimeter hoch, so daß der ganze Bau 1,85 Meter hoch wird. Von den 50 Zentimeter Käfighöhe gehen 10 Zentimeter für den Kotkasten ab. Es bleiben 40 Zentimeter lichte Höhe. Während man die Seitenwände der Mastkäfige selbst mit Maschendraht bespannen kann, sollten die Laufroste unbedingt fachmännisch hergestellt werden. Sie müssen so stabil sein, daß sie sich nicht durchbiegen können und dürfen keinerlei scharfe Kanten aufweisen, damit sich die Tiere nicht die Federn beschädigen können. Die Kotkästen bestehen aus Zinkblech und messen 1 Meter im Quadrat. Sie sind 7 bis 8 Zentimeter hoch. Man kann, wie dies auch sonst bei Mastkäfigen üblich ist, außen eine Futterrinne anbringen. Will man die Ausgaben dafür sparen, so genügen als Freß- und Trinknäpfe auch flache Fischkonservenbüchsen, deren Oberrand glatt umbördelt sein muß, damit sich die Tiere nicht verletzen. Man kann aber auch Futterrinnen im Innern anbringen, die durch bewegliche Drahtringe festgehalten werden. Die Futtertröge werden am besten aus Holz gemacht. Entsprechend der zu mästenden Entenzahl wird man verschieden eingerichtete Käfige in seinen Käfigbatterien vorsehen. Als Türen werden Klapptüren verwendet, deren Angel unten liegt und die am Oberrand jeden Käfigs verschlossen werden. Es hat sich als praktisch erwiesen, jede Tür in der Mitte senkrecht zu teilen, das erleichtert die Fütterung und das Fangen der Enten. Die Käfige können von Eintagsküken 30 Stück aufnehmen, sind sie 14 Tage alt, so werden sie zu je 15 Enten geteilt und später erfolgt nochmals eine Trennung zu 7 bis 8 Stück je Käfig. Wichtig ist es, die Enten von Zeit zu Zeit zu baden. Man taucht sie zunächst in einen Eimer mit lauwarmem Wasser, setzt sie einige Minuten zum Weichen in den Käfig, bringt sie dann wieder in einen Eimer, reibt sie schnell ab und säubert sie. Kleine Tiere werden danach etwas abgetrocknet. Die Ställe, in denen die Mastkäfige aufgestellt sind, sollten im Winter geheizt werden.

## Saurer Honig

Honig hat die Eigenschaft, Feuchtigkeit aus der Luft aufzunehmen. Das ist im Stock eine gute Eigenschaft, denn sie hilft die Bienen vor Durst bewahren. In den Vorratsräumen des Imkers ist das aber unangenehm, denn sogar verdeckelter, reifer, ja selbst gekandelter Honig kann noch sauer werden, wenn er Luftfeuchtigkeit aufnimmt. Das kommt sogar in Räumen vor, die man für ganz trocken hält. Honig aus Raps und anderen Oelfrüchten, der nicht ganz reif geschleudert wurde, kann sogar in verschraubten Gläsern säuern. Gegen die Säuerung hilft nur Aufkochen, Honigweinbereitung, Verwendung zur Weihnachtsbäckerei oder Verfüttern an die Bienen im Frühjahr.

FÜR DIE PRAXIS



# Lies und Lach'!



Napoleon hatte eine Verfügung erlassen, daß in den Häfen sämtliche englischen Waren und Kolonialartikel verbrannt werden sollten. Als er einige Zeit später vom Schloß Fontainebleau aus einen Spazierritt unternahm, kam er in einem Dorf am Pfarrhaus vorbei. Plötzlich stutzte er und hob witternd die Nase in die Luft. Er hörte nicht nur deutlich eine Kaffeemühle gehen, sondern roch auch den aromatischen Duft der braunen Bohnen.

„Oho!" sagte er, „hier wird mein Dekret übertreten!"

Er stieg lachend vom Pferd und begab sich in das Pfarrhaus. Wahrhaftig, der Geistliche, den er kannte, war soeben selbst dabei, sich einen duftenden Kaffee zu bereiten.

Als der Pfarrer den hohen Gast eintreten sah, ließ er die Hand von der Mühle, stand auf und verneigte sich.

„Zum Teufel, was machen Sie denn da?" fragte Napoleon erstaunt.

„Dasselbe wie Euer Majestät", erwiderte der Pfarrer lächelnd, „ich verbrenne Kolonialwaren."

*

„Wie heißt du denn, Kleiner?"

„Günther Schulze."

„Und wie heißt dein Vater?"

„Auch Schulze."

„Und mit Vornamen?"

„Pappi."

„Nein, nein, er hat doch noch einen Namen. Wie nennt ihn denn Mutti?"

„Dicker."



»Du hast Dein Versprechen gebrochen, das Versprechen, das Du mir gegeben hast!!!«

»Aber so höre doch auf zu weinen. Ich gebe Dir ja ein anderes Versprechen.«

---

„Gestern bin ich einem Manne begegnet der mich küssen wollte! Wie ich aber da gelaufen bin!

„Hast du ihn eingeholt?"

*

„Aber Herr Redakteur, warum lehnen Sie meinen Roman ab?"

„Man soll doch von seinen Mitmenschen nicht immer gleich das Schlimmste annehmen."

*

Die neue Aufwartefrau macht zusammen mit der Hausfrau Großreinemachen. Als sie die Büste der Aphrodite von Milo aus dem Zimmer trägt, sagt sie zu der gnädigen Frau:

„Wohl die Frau Schwiegermama?"



»Geld oder Leben!«

»Machen Sie, das Sie wegkommen! Ich habe die Grippe! . . .«

**Dehmel und Liebermann**

Richard Dehmel und Max Liebermann waren sehr gut befreundet. Daher durfte es Dehmel wagen, an den werdenden Werken Liebermanns Kritik zu üben. Schließlich wurde es dem aber doch zuviel. „Hörense mal", meinte er, „Sie dürfen von einem Portrait nicht verlangen, daß et ooch Mama und Papa sagt!"

*

**Der Held**

Im Jahre 1849 war es, im Kriege gegen Dänemark. Der „alte Wrangel", — „Papa Wrangel", wie er allgemein vom Heer genannt wurde, — hatte den Oberbefehl über die preußischen Truppen. Eines Tages leitete er, mit seiner Suite auf einer Anhöhe haltend, das Gefecht. Da fiel ihm ein blutjunger Leutnant durch seine außerordentliche Bravour auf. Er bewahrte im stärksten Kugelregen Umsicht und Kaltblütigkeit und wußte seinen Zug meisterlich zu führen. Nach beendigtem Kampfe ließ ihn Wrangel zu sich rufen und redete ihn mit folgenden Worten an: „Du hast dir heute recht brav gehalten, mein Sohn. Das freut mir. Wie heißt denn du eijentlich?" — „Zu dienen, Exzellenz", war die Antwort, „mein Name ist Hase!" — „Was?" rief erstaunt der alte Eisenfresser, „ooch noch Hase? Na, denn freut's mir um so mehr, mein Sohn!"

*

In einem Roman von Sternheim steht der Ausdruck „schmerzende Leere". Ein Bekannter nahm Anstoß und kritisierte: „Wie kann etwas weh tun, das leer ist?" Worauf Sternheim nachsichtig entgegnete: „Sie haben wohl noch niemals Kopfweh gehabt?!"

*

**Aus der Schule**

„Hannes, nenne mir die Elemente!"

„Feuer, Wasser, Luft und Bier!"

„Wieso Bier? Wie kommst du denn auf so einen Quatsch?"

„Meine Mutti sagt immer, wenn Vati Bier trinkt: „Na, jetzt ist er ja wieder in seinem Element!"

*

**Strafverschärfung**

Gefängniswärter (zum Sträfling): „Warum wollen sie denn nicht in der Zelle Nr. 14 bleiben?"

„Weil man da den halben Tag die Frau des Direktors singen hört."

*



**Schlechte Zeiten.**

»Sieh' mal den da! . . . Das ist ein Millionär . . . der hat ein Vermögen von wenigstens 10 000 Mark . . .«

**Auch das zog noch nicht**

„He, Meister," wandte sich der „billige Jakob" an einen alten, in der Nähe stehenden Mann, „wollen Sie nicht zugreifen?"

Der Mann blinzelte pfiffig.

„Nee, nee, mich können Sie nicht begaunern! Ich habe schon lange gesehen, daß die Postkarten — ohne Freimarken sind!"

Sprachlos starrte ihn der „billige Jakob" eine Weile an. Dann wandte er sich mit Grausen... Hier war kein Geschäft zu machen...

Eine elegante Frau steht vor den Schranken des Gerichtes. Der Richter fragt: „Sie können sich also nicht mehr entsinnen, an welchem Tage der Woche Sie das verdächtige Geräusch an der Tür hörten?"

„Nein, Herr Richter, ich nahm gerade ein Bad."

„Aha", nickt der Richter, „da haben wir es, dann war es also Samstag."

*

# Von Frauen – für Frauen

## Erledigt

Ja, wer das könnte, Schluß machen mit einer Sache, an der man gelitten hat, um die viele Worte gemacht wurden, die trübe Stunden und Herzenspein in eine Ehe brachte! Man glaubte schon, vergessen zu haben, da ließ die geringste Veranlassung die Wunde frisch bluten. Wieder fängt man an sich zu quälen, Vorwürfe zu machen und ruht nicht eher, bis der andere es nicht mehr aushält. Erneut bekommt er zu fühlen, was er uns angetan. Er hatte es lange vergessen, für ihn war es nur eine Unbedachtsamkeit oder eine kleine leichtsinnige Laune gewesen, vielleicht auch eine wirkliche Kränkung, aber sie wurde verziehen, und er hat es geglaubt. Er kann nicht verstehen, warum sie immer wieder hervorgezerrt wird und eines Tages wird es ihm einfach zu dumm, er fürchtet sich vor zu Hause und geht weiter. Wohin — ist dann unschwer zu erraten. Dorthin, wo keine Vorwürfe gemacht werden und wo ihn keine traurigen Augen ansehen.

Es gehört Selbstverleugnung zum Vergessen-Wollen. Aber es geht. Die Erkenntnis, daß eine Kränkung kein Grund ist, um daraus eine Lebensschuld zu machen, muß uns helfen. Haben wir doch alle schon einmal etwas getan, was zu einer Katastrophe hätte werden können, wenn man uns nicht verziehen hätte. Und ein wenig Menschenliebe müssen wir neben der ehelichen Liebe aufbringen. Hat er nicht das gleiche Recht daran, wie die Fremden, denen wir sie als Selbstverständlichkeit einräumen?

Was vergeben wurde, muß vergessen sein! Zieht einen dicken Strich darunter und rührt nie mehr mit einem Wort daran. Es gibt keinen Mann, der es nicht im Herzen dankbar anerkennen wird. Mehr als die Sorgen des Alltags sind es diese zerstörenden und oft kleinlichen Anklagen, die das Glück einer Ehe und eines Lebens vernichten. Da wir alle ein wenig Veranlagung dazu haben, müssen wir uns selbst überwinden.

## Die Hausfrau rät:

Mehl soll stets mit kaltem Wasser angerührt werden. Man macht sich die Arbeit am leichtesten, wenn man einen sehr kleinen Quirl, in der Größe eines Sektquirles, dazu verwendet.

## Ein wenig Höflichkeit

Bei abendlichen Einladungen spielt die Toilettenfrage eine gewisse Rolle und sollte vorher bedacht werden, um niemanden in Verlegenheit zu bringen. Man kennt die Verhältnisse seiner Gäste doch meistens einigermaßen und weiß, ob jemand in Verlegenheit kommt, wenn man ihn bittet, in Abendtoilette zu erscheinen. Der persönliche Takt muß entscheiden, ob dem Menschen zuliebe alle gemeinsam auf den Dreß verzichten, oder ob man den Betreffenden lieber ein anderes Mal einlädt. Keinesfalls darf man jemand der Situation aussetzen, als einzigster in einem Kreis festlich angezogener Menschen im Alltagskleid zu erscheinen. Um von vornherein alle Unsicherheiten aus dem Wege zu gehen, sollte man bei schriftlichen Einladungen einen kleinen Vermerk, „Abendanzug zwanglos, hinzusetzen. Bei mündlichen oder telephonischen Einladungen genügt ebenfalls ein kleiner Hinweis.




Man verwendet hierzu den Lappen eines Nierenstückes, schneidet ihn in 10 Zentimeter große Stücke und brät dieselben in Butter an. Dann fügt man Salz, etwas gute Brühe, Pfeffer und eine Hand voll Pilze dazu und läßt alles langsam gar schmoren. Kurz vor dem Fertigsein gibt man drei kleingewiegte Sardellen an das Gericht, stäubt ein wenig Mehl darüber und schmeckt mit Zitronensaft ab. Die Fleischspeise kommt in die Mitte einer Schüssel und wird ringsherum von kleinen, braun gebratenen Stücken Kalbshirn garniert.

*

Reis wird sehr schmackhaft, wenn man ihn nach dem gründlichen Waschen und Abtropfen in einen Topf tut, in dem man Butter mit einer Zwiebel recht braun werden ließ. Man durchschüttelt ihn ein paar Minuten gründlich und tut dann erst Wasser darauf. Er wird dadurch körnig und pikanter, als wenn man ihn nach dem bekannten Rezept, sehr viel Wasser und im offenen Topf kochend, zubereitet.




### Kurze und lange Jäckchen

werden uns in den Tagen des Vorfrühling interessieren. Es gibt auf diesem Gebiet sehr viel Neues, Kleidsames und Reizendes. Immer noch liebt man die verbreiterte Schulter, immer noch sieh man kleine Pelerinchen mit Pelz eingefaßt, oder ein lose übergeknöpftes Westchen aus Pelz und Pelzstoff, genau so, wie es bei den Wintermänteln war. Nur die Länge wird für das moderne Bild entscheidend sein, und hier muß jede Frau sich genau kennen: Ist doch für mollige Hüften stets die Jacke am kleidsamsten, die diese Partie verdeckt und sehr schlanke Frauen können ihre Figur nicht besser unterstreichen, als durch ein in Taillenhöhe endendes Jäckchen, welches in Verbindung mit einem schmalen Rock das Ideal eines jugendlichen Anzuges für den Tag ergibt.



Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe.

*

Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in feurigen, geistvollen Worten, — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an und gibt jedem den Widerklang seiner Empfindungen als Text zurück.

*

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht.

*

Kein Bild, kein Wort kann das Eigenste und Innerste des Herzens aussprechen wie die Musik; ihre Innigkeit ist unvergleichlich, sie ist unersetzlich.

*

Die Musik darf nie Worte wählen und sich mit kleinlichen Spielereien abgeben, sondern muß nur dem Geiste der Poesie im ganzen folgen.

*

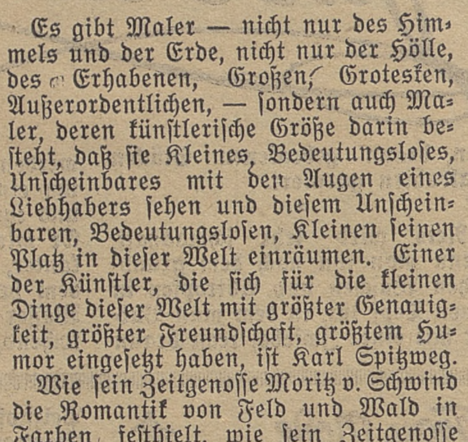
Wer nie jagte und nie liebte, nie den Duft der Blumen suchte, und nie beim Klang der Musik erbebte, ist kein Mensch, sondern ein Esel.

*



# Karl Spitzweg

**Zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages**



Es gibt Maler — nicht nur des Himmels und der Erde, nicht nur der Hölle, des Erhabenen, Großen, Grotesken, Außerordentlichen, — sondern auch Maler, deren künstlerische Größe darin besteht, daß sie Kleines, Bedeutungsloses, Unscheinbares mit den Augen eines Liebhabers sehen und diesem Unscheinbaren, Bedeutungslosen, Kleinen seinen Platz in dieser Welt einräumen. Einer der Künstler, die sich für die kleinen Dinge dieser Welt mit größter Genauigkeit, größter Freundschaft, größtem Humor eingesetzt haben, ist Karl Spitzweg.

Wie sein Zeitgenosse Moritz v. Schwind die Romantik von Feld und Wald in Farben festhielt, wie sein Zeitgenosse Menzel die andersgeartete Romantik der aufkommenden Industrie mit ihren Maschinen, ihren großen Werken immer wieder auf die Leinwand bannte — so beschäftigte sich Karl Spitzweg mit einer dritten Form der Romantik... der Romantik der Beschaulichkeit, der kleinen Stadt, der schiefen Dächer, der selbstgewollten Einsamkeit, mit all den rührenden, bornierten, lächerlichen, freundlichen Schwächen der Menschen, deren Leben, deren Umgebung keine Probleme kennt.

Geboren als Kind einer Zeit des Umschwunges, die mit Hilfe der aufblühenden prosaischen Gegenwart all jene vergangenheitssuchenden Romantiker in ihrem Schutz hielt und ernährte, war Karl Spitzweg als Künstler sowohl wie auch als Privatmann ein Produkt seiner Umgebung. Er befand sich in der beneidenswerten Lage, von Haus aus sich nicht mit materiellen Schwierigkeiten herumschlagen zu müssen — dadurch vielleicht wurde er erst zum Maler der Beschaulichkeit. Fast sein ganzes Leben verbrachte er, das Kind reicher Eltern, in einem Dachkämmerchen, tief im ältesten Teil von München, genügsam und weltabgewandt — dadurch vielleicht kam er erst auf den Gedanken, sich soviel mit alten Sonderlingen abzugeben. Er hatte, durch Lebensweise, Temperament und Gesundheit alle Veranlagung dazu, ein beschauliches Alter zu erleben — in diesem Umstand liegen vielleicht erst die Wurzeln zu seinen Bildchen, die so gern, so genau, so boshaft-gutmütig das Leben bejahrter Menschengeschöpfe schildern.

Abgesehen von dem noch immer nicht verblaßten Reiz seiner Malereien, von ihrem künstlerischen Wert sind Spitzwegs Genrebildchen kulturhistorische Dokumente von nicht geringem Interesse. Sie überliefern uns gerade in ihrer Gründlichkeit, in ihrer netten altväterlichen Pedanterie ein großes Stück Leben aus einer Zeit, die wir wohl aus der Literatur, kaum aber noch aus der plastischen Anschauung kennen. Die echten Spitzweg-Winkel, die wir noch in Deutschland besitzen, werden immer weniger, immer moderner, industrialisierter. Die Menschen wandeln sich häufig im Rahmen ihres eigenen Lebens, passen sich ihrer neuen Umgebung an. Vielleicht besteht kein Grund, hierüber zu klagen. Aber so sicher es einen Tag geben wird, an dem die letzten Spuren dieser Romantik aus der Welt gelöscht sein werden, so sicher werden die Bilder Karl Spitzwegs die letzten Zeugen einer leichten Zeit sein, die uns vom ehrwürdigen Komfort, von der bedächtigen Weisheit dieser Tage und ihrer Menschen erzählen werden.



**Der Dichter.**

## Woran erkennt man Krankheiten im menschlichen Gesicht?

Noch vor wenigen Jahren lehnte die Medizin es ab, sich bei der Krankheitsfeststellung durch das Gesicht beraten zu lassen, und erbarmungslos wurden Menschen, die sich mit diesem Gebiet befaßten, als Kurpfuscher abgetan. Heute ist man verständiger geworden und verwendet das Gesicht als wertvollsten Helfer bei der Diagnose. Verrät es doch nicht Allerdings muß dringend davor gewarnt werden, jetzt an sich und seinen Freunden Experimente vorzunehmen und vielleicht gar die Erkrankungen auf eigene Verantwortung zu kurieren! Das Gegenteil soll bezweckt werden; stellt man eine auffällige Erscheinung fest, begebe man sich sofort in die Behandlung eines Arztes und mache ihm Mitteilung. Wahrscheinlich wird er schon bei unserm Eintritt ins Zimmer das gleiche feststellen. Er erkennt einen Herzkranken fast immer an den bläulichen Lippen, der leicht verfärbten Nasenspitze, an auffallender Blässe und weißen Ringen um die Augen Aber auch eine andere Art der Herzerkrankung kennt er, das mit bläulich-roten feinsten Aederchen durchzogene Gesicht, welches auf zu hohem Blutdruck des Patienten beruht und das Herz in Mitleidenschaft zog.

Lungenkranke zeigen oft bläuliche Augäpfel, einen sanft verschleierten Blick und klare Züge. Die Frauen haben oft auffallend lange seidige Wimpern. Das Gesicht ist meist schmal. Erst im vorgeschrittenen Stadium dieser Erkrankung werden die Wangen hohl und bekommen die verdächtigen roten Flecken.

Der Gallenkranke hat gelbliche Augäpfel und eine grün-bräunliche Tönung in der Hautfarbe.

Nierenleiden bringen mit der Zeit Säcke unter den Augen hervor. Bei den Organen Niere, Leber, Galle ist die gelbliche Verfärbung von Haut und Augäpfeln typisch.

Magen und Darmkrankheiten erzeugen immer tiefe Ringe um die Augen, die oft mit einer kleinen Verdickung auf der Wange abschließen.

Zucker lagert mit den Jahren eine Substanz ab, die sich unter den Augen als kleine bräunlichgelbe Grieskörner bemerkbar macht.

Blutkrankheiten, die durch schlecht zusammengesetztes Blut hervorgerufen sind, lassen die Wangen einfallen, und die Haut des Menschen matt und schlechtgepolstert erscheinen.

Frauenkrankheiten erkennt man an den tiefen Schatten um die Augen. Bei einigen dieser Krankheiten verwischen sich die Gesichtszüge und die Nase ein wenig, wenn Entzündungen vorliegen.

# Fedja und Marion

Skizze von Walter Falkenau

Fedja, der Tänzer, war einunddreißig Jahre alt, als während des Gastspiels im Londoner Palladium seine Partnerin Marion am vierten Tage ihres beifallumrauschten Auftretens den bekannten Tuchindustriellen Robert Haugtham kennen lernte, sich mit ihm vierzehn Tage später verlobte und nur mit großer Mühe zu bewegen war, für die restlichen Tage des Engagements ihren Verpflichtungen nachzukommen. Es traf sich für Marion insofern gut, als für die nächsten Monate darum noch keine weiteren Verträge unterschrieben waren, weil sie — es war Mai — während der Sommermonate ausruhen wollten. Für Fedja allerdings bedeutete die Trennung von Marion geradezu eine Gefährdung seiner Existenz. In den sechs Jahren der gemeinsamen Arbeit hatten sie sich in der internationalen Artistenwelt eine hochgeachtete Stellung geschaffen.

Als Marion im Juni schon verheiratete — Fedja war selbstverständlich eingeladen worden — war sein erstes und zugleich einzigstes Bemühen, so bald als möglich eine neue Partnerin zu finden. Fedja brachte Tage und Wochen dieses Sommers damit zu, für Marion einen vollwertigen Ersatz zu finden. Immer wieder stand er vor der Erkenntnis, daß diese auf ihren einstigen Partner eingespielten Tänzerinnen nicht mehr unbekümmert genug waren, sich durchaus nur auf ihn umzustellen, vielleicht auch konnten sie es nicht. Er war nicht mehr jung genug, in mühsamer Arbeit solche Fehler abzuschleifen.

Im Spätsommer kehrte er trostlos und müde nach Berlin zurück und versuchte, allerdings mit leise nachlassendem Eifer, nun in Berlin sein Ziel zu erreichen: Eine Partnerin zu finden, die Marion in jeder Weise ersetzen könnte.

Am achtzehnten November stand Fedja nachlässig und abgespannt am Likörtisch einer kleinen Bar. Das kleine Lokal war nur schwach besucht, es war ja auch noch früh, so die Zeit des zweiten Aktes. Wie die übrigen vier Personen wandte auch Fedja die Augen zur Tür, als hinter dem rostroten Tuchvorhang Stimmen ertönten. Ein junger Mann betrat in Begleitung zweier Damen, die beide kaum älter als achtzehn Jahre sein mochten, den Raum. Die zierliche schlanke Blondine, die sich nun aus dem Lammfell schälte und in einem ganz entzückenden Kleidchen aus billigem Taft schwarzweiß vor dem Spiegel ihr Haar ungeniert ordnete und das Rot der Lippen nachzog, war Herrat. Der Tänzer Fedja sah sie mit merkwürdig erstaunten Augen an... alles erinnerte ihn lebhaft an Marion, mehr noch an jene Marion, mit der er vor vielen Jahren zu arbeiten begonnen hatte. Er fragte leise die Mixerin, wer diese junge Dame sei. Er ging raschen Schrittes an den Tisch, an dem Herrat mit ihren Bekannten Platz genommen hatte, stellte sich vor und bat darum, Herrat in einer beruflichen Angelegenheit einmal sprechen zu dürfen. Verwundert nickte sie und folgte ihm an einen Nebentisch. Sie saßen dann über eine Stunde zusammen. Fedja erzählte rückhaltlos, er sprach von Marion, von ihren Erfolgen, von denen Herrat bezeichnenderweise nichts wußte.

Sie saßen dann zu viert beisammen in fröhlicher Zuversicht wiederholte Fedja nun vor Herrats Bekannten fast alles, was er gesagt hatte. Nach einer kleinen halben Stunde entschuldigte Fedja Herrat in ihrer Tanzbar telefonisch. Am nächsten Tage löste er ihren Vertrag ohne besondere Schwierigkeiten, und tags darauf schon ging er an die große Arbeit, Herrat in die Tänzerin Marion umzuwandeln. Die hervorragende tänzerische Veranlagung des Mädchens erleichterte ihm sein Vorhaben sehr. Schon im Frühjahr waren sie so weit, daß die leichteren Tänze Fedjas und Marions bis zur Vollendung von Fedja und Herrat kopiert werden konnten. Agenten und Kollegen waren überrascht von dieser, wie sie sagten, geradezu erstaunlichen Anpassung Herrats an das große, ihr unbekannte Vorbild. Um nun sich selbst auch die letzte Sicherheit wiederzugeben, ließ Fedja Herrats Haare dunkel färben, überwachte beim Schminken genau das Auftragen der Farben und küßte Herat in überwallender Freude, als sie zum ersten Male Marion wie zum Verwechseln ähnlich sah.

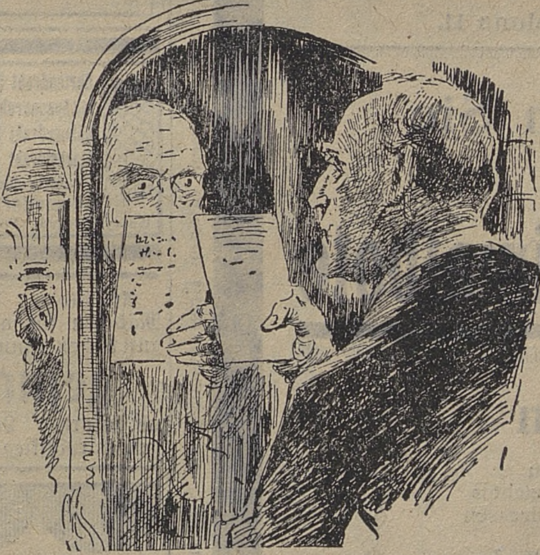
Im April nahm er mit ihr unter dem alten Namen dieser Nummer „Fedja und Marion" in einem Varieté einer östlichen Großstadt Deutschlands das erste Engagement an. Frau Marion Haugtham hatte gern ihre Einwilligung dazu gegeben, hatte in ihrem reizenden Briefe herzlich darum gebeten, daß er mit ihrer Nachfolgerin unter keinen Umständen bei einem Londoner Gastspiel an ihrem Hause vorübergehen dürfe. Sie hatten einen hübschen Erfolg, einen Erfolg eben, der weitere Engagements sicherte.

Sie waren den ganzen Winter über beschäftigt. In Paris, wo sie im Februar zusammen mit schärfster amerikanischer Konkurrenz auftraten, erzielten sie einen so durchschlagenden Erfolg, daß sie das Gastspiel in Kopenhagen fast wie ein Hindernis empfanden, denn die Angebote der größten Häuser der Vereinigten Staaten lagen mit lockenden Bedingungen vor ihnen.

Fedja gewöhnte sich ebenso rasch an Herrat, wie diese sich an ihn. Sie begegnete ihm mit herzlicher Offenheit, war ihm ein guter Kamerad, eine dankbare Schülerin, eine treue Mitarbeiterin und eifrig strebende Kollegin. Aber nichts weiter. Er jedoch fühlte sich von Tag zu Tag mehr zu ihr hingezogen. Gelegentlich ging er ihr nach, wenn sie sich von ihm herzlich verabschiedet hatte, um ein wenig durch die Straßen der Stadt zu bummeln. Er beobachtete, wie sie an den bunten Schaufenstern entlang wanderte, wie sie müßig die Auslagen betrachtete, dann wohl in ein Café ging und sich in die Lektüre der Zeitungen vertiefte. Er dachte fast laut: „Warum nimmt sie mich nicht mit?"

Erst nach Wochen, als ihn dieses Ungewisse immer tiefer marterte, erkannte er fast schmerzhaft, daß er eifersüchtig war. Und als Herrat seinen drängenden Fragen immer wieder auswich, mit ihrer weichen Stimme lächelnd antwortete: „Aber Fedja, du bist doch nicht mein Vormund", versuchte er, sich vor ihr auch zu verschließen, gleichgültig zu tun.

Er verbrachte von diesem Tage an viele Stunden in Billardcafés, widmete sich auffällig der offenen Huldigung schöner Frauen und beobachtete dabei Herrat. Er hatte sie lieb. Sie trug zuviel von seinem Eigentum nun in sich, er hatte sie lieb, anfangs mitleidig überströmend, nun jugendlich verlangend. Er hoffte auf Antwort, als Herrat einmal in der Garderobe ihn beim Schminken beobachtete, ihm dann sachkundig selbst die Farben auflegte.



Lange betrachtete er sich im Spiegel

Sie wiederholte das von diesem Tag an, sie musterte ihn kritisch, wenn sie hinausgingen.

„Du mußt dir die Falten an den Augen und am Munde sorgfältiger wegschminken, es fällt sonst auf, Fedja. Warum bist du eigentlich darin so nachlässig?"

Er saß reglos, als sie mit ruhigen, fast mütterlichen Händen die Linien nun zog, dann aufatmend sagte: „So, jetzt geht es, du mußt mehr darauf achten, Fedja."

Er war innerlich entsetzlich erschrocken. Er stand nach der Vorstellung — Herrat hatte für den Abend eine Einladung angenommen — lange vor dem Spiegel und sah sich an.

Zur selben Stunde saß Herrat mit dem Tänzer Johnny bei einem Glase Wein in einem Restaurant der Innenstadt. Er war vierundzwanzig Jahre alt, schlank, sehnig, ein vollendeter artistischer Tänzer, der sich von seiner Partnerin Maud wegen privater Meinungsverschiedenheiten getrennt hatte und Herrat nun bereits in das dritte Engagement nachreiste.

Sie saßen nach der Vorstellung zu dritt beieinander, Herrat, Fedja und Johnny. Herrat sagte zusammenhanglose Worte mit zitternder Stimme, dann sprach Johnny ruhig, gedämpft. Er sprach von seiner Liebe zu Herrat, von der ihren zu ihm, er sprach von den großen Möglichkeiten, denen Fedja nun hindernd im Wege stehe. Johnny sprach bestimmt, sprach etwas schonungslos offen und schloß:

„Du hast es gehabt, Fedja, ich glaube nicht, daß du das Recht hast, es uns zu nehmen, und du tust es, wenn du Herrat nicht frei gibst."

Ohne aufzublicken sagte er:

„Es geht ja allen so, freilich, mir nur, finde ich, etwas zu früh", er sah auf und seine Augen suchten Herart, „aber wenn du meinst, Herrat, daß Johnny recht hat..."

„Fedja, du weißt, wieviel ich dir verdanke, alles, aber ich denke so wie Johnny, schon deswegen, weil ich ihn lieb habe..." und zögernd fügte sie hinzu: „Vielleicht könnten wir dann zu dritt..."

„Das ist ganz unmöglich", sagte er rauh.

„Was wirst du denn tun, Fedja?" fragte Herrat.

Er stand auf und zuckte die Schultern. „Ich werde mich... eben zurückziehen..."

Er wußte nicht genau, wie er nach Hause gekommen war. Als Herrat in seiner Pension klingelte, um sich von ihm zu verabschieden, war Fedja schon abgereist. Ein Brief war für sie zurückgelassen:

„Ich danke dir, Herrat, ich wünsche euch von Herzen alles Gute." —

Ein Jahr später. In einer deutschen Mittelstadt, in der Schillerstraße, hängt neben der Haustür ein schwarzes Glasschild, darin weiße Buchstaben: „Fedja Popoff, Tanzschule, Gymnastikkurse."

Ueber dem lichtbeglänzten Eingang eines Londoner Varietés leuchtet ein mächtiges Reklameplakat, in Leuchtbuchstaben darin die Worte: „Fedja und Marion". Vorstellung ist. In der dritten Parkettreihe sitzt Marion Haugtham, neben ihr ihr Gatte, der Tuchindustrielle.

# Der Landwirtschaftliche Kalender für Polen

für das Jahr 1933 ist in seiner alten, gediegenen Ausstattung und mit sehr reichhaltigem Inhalt schon erschienen. Der Preis ist von 2,40 zł auf 2,— zł herabgesetzt worden.

Erhältlich in der **Domverlagsgesellschaft-Lwów, ul. Zielona 11.**

---

## Sämtliche Schreibwaren

Tinte, Federn, Hefte, Kanzleipapier, ferner Packpapier, schönste Bilderbücher für unsere Kleinsten in großer Auswahl und zu billigen Preisen im

**DOM-Verlag, Lwów (Lemberg), Zielona 11**

---

## Deutsche Lesehalle
**in Lemberg, Zielona 11**

**täglich geöffnet** von 8—13 u. 16—18 Uhr. Wer die langen Winterabende mit g u t e m L e s e s t o f f angenehm verbringen will, komme in die deutsche Lesehalle.

---

**Energischer Mann,** 32 J. alt, bis Ende 1932 im Saargebiet wohnhaft, mit den deutsch-französisch-saarländischen Verhältnissen durchaus vertraut, zur Zeit in Lemberg ansässig, s u c h t Betätigungsfeld, einerlei welcher Art. Aufenthaltsort gleichgültig. Prima Referenzen. Angeb. unt. „Saar" a. d. Redaktion erbeten.

---

An die Buchhandlung ....................................

in.........................................................

oder

**an die „D o m" Verlags-Gesellschaft**
**Lemberg (Lwów), Zielona 11.**

## Bitte senden Sie

mir den Kalender für 1933

# Deutscher Heimatbote

## in Polen

enthaltend: Kalendarium
Märkteverzeichnis
wichtige Adressen
Posttarif
praktische Winke
und eine Fülle guter Erzählungen

zum Preise von **zł 2.—**

zuzüglich Porto zł 0.50, zus. 2.50 zł.

Den Betrag überweise ich gleichzeitig durch den Postboten.

Ort u. Post ........................................
(bitte genau)

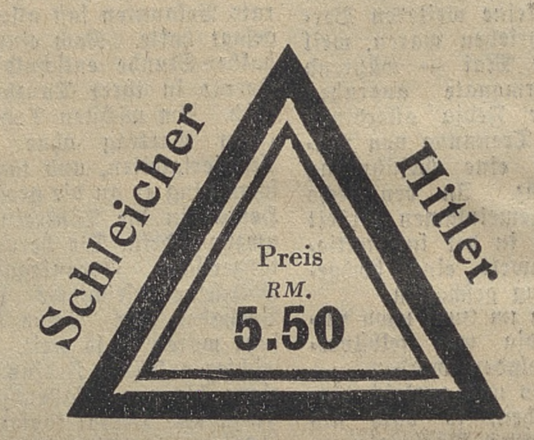
Name ...............................................
(bitte genau)

Hier abtrennen und in einem offenen Briefumschlag mit 5 gr frankiert absenden.

---

## Freiherr Kurt von Reibnitz:

# Im Dreieck




**Hindenburg**

## Männer des deutschen Schicksals

**In jeder Buchhandlung erhältlich.**

---

Gartendraht 1 m² zł —.93
mit Spanndraht 20 gr mehr
Hühnerdraht 1 m² zł —.68
Stacheldraht 12 gr Mtr.
Drahtgeflechtfabrik
**Alexander Maennel**
Nowy Tomyśl (Pozn.) W. 21.

---

Anständiges deutsches Mädchen für alles, das gut kochen kann,

**gesucht**

ab sofort. Lwów, ul. Karpińskiego 15/II.

---



**Ein Inserat** im **Ostdeutsch. Volksblatt hat immer Erfolg!**



---

**Alle Schulämter, Lehrer und Kunden,** die **ihre Schuld** für Bücher, Zeitschriften und dgl. noch **nicht getilgt haben,** werden **ersucht,** dies **möglichst bald zu tun.**

**DOM-Verlag Lwów,**
**Zielona 11.**
P. K. O. Warszawa: 150657.

---

Vereinigte Technische Lehranstalten **Mittweida** (Deutschland)

1. Ingenieurschule (Höhere technische Lehranstalt)
2. Maschinenbauschule (Technische Lehranstalt)

Maschinenbau
Elektrotechnik
Automobiltechnik
Flugtechnik
Betriebswissenschaften

Programm kostenlos

---

**Mädchen,** welches nähen, bügeln und kochen kann, 10jähr. Dienstzeit, sucht wegen eingetretenem Todesfall Stellung ab sofort. Off. an die Verwaltung des Blattes unter Nr. 12.

---

Intelligent. Pensionist und Realitätenbesitzer möchte ein Fräulein mit kleinem Vermögen

**heiraten.**

Briefe sind an die Administration des Blattes unter „Glückliche Ehe" zu richten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.